

2. Do-it-yourself-Urbanismus in der nachmodernen Gesellschaft

Michael Jonas

Städte gewinnen für Aktivitäten gegen den Klimawandel neben den zentralen Akteuren der supranationalen und der nationalen Ebene immer mehr an Bedeutung (WBGU 2016). Sie zählen sowohl aufgrund bestehender Urbanisierungstendenzen als auch wegen der in ihnen vorherrschenden nicht nachhaltigen Praktiken und Infrastrukturen mit zu den Hauptemittentinnen schädlicher Emissionen sowie zu den Hauptverursacherinnen von Müll. Gleichzeitig sind die Potentiale für energie- und ressourcenschonende Wirtschafts- und Lebensweisen in Städten groß, nicht nur aufgrund der Besiedelungsdichte, sondern auch in ihrer Funktion als Nährboden für (soziale, wirtschaftliche und ökologische) Innovationen. Entsprechende städtebauliche Interventionen und Stadtpolitiken, spezifische Förderprogramme zur Erforschung und Entwicklung nachhaltiger Städte sowie Reformulierungen bisheriger Leitbilder urbaner Entwicklung sollen diesen Potentialen Rechnung tragen.

In *Wien* werden wie auch in anderen europäischen Großstädten wie *London* oder *Berlin* jährlich Tonnen von Elektrogeräten, Möbeln, Textilien, Spielzeug und anderen Alltagsgegenständen entsorgt, obwohl diese oftmals durch einfache Reparaturen, Wartungsarbeiten oder Sharing lange weiterverwendet werden könnten. Das stetige Anwachsen urbaner Müllberge ist dabei nicht nur fehlenden Initiativen in der Politik, nicht nachhaltigen Produktions- und Nutzungspraktiken in der Wirtschaft sowie entsprechenden lebensstil- und milieuspezifischen Ge- und Verbrauchsweisen in der Lebenswelt geschuldet. Es geht auch auf das weitgehende Fehlen urbaner Infrastrukturen und Leitbilder zurück, die eine Entfaltung einer sozialökologischen Stadtentwicklung unterstützen.

Zugleich lässt sich in einer Vielzahl von Großstädten weltweit ein Aufkommen und stetiges Anwachsen ganz unterschiedlicher Schauplätze des Reparierens und Selbermachens beobachten, die von Sharing-Initiativen, Urban Gardening, Food Networks, offenen Werkstätten bis hin zu Reparaturinitiativen und Tauschbörsen reichen, die in der betreffenden Forschung unter das Label eines aufkeimenden DIY-Urbanismus geordnet werden (Hemphill/Leskowitz 2012; Douglas 2014; Talen 2015; Baier et al. 2016a; LaFrombois 2017; Exner/Strüver 2020). Solche Aktivitäten können als Hinweis darauf gesehen werden, dass Städte in einem großen Ausmaß auf Reparatur- und Erhaltungsaktivitäten angewiesen sind (Jaeger-Erben/Hielscher 2021). Ihr aktuelles Aufkeimen verdeutlicht aber auch, dass das große Potential von solchen Initiativen

für die Entwicklung einer nachhaltigen Stadt der Zukunft derzeit bei weitem noch nicht ausgeschöpft wird. Auch wenn solche und weitere Aktivitäten, Initiativen und Praktiken noch lange nicht breitflächig in europäischen Städten entwickelt sowie langfristig gesichert sind, wird ihnen gemeinhin ein erhebliches Wandlungspotential in Richtung einer nachhaltigen urbanen Stadtentwicklung zugeschrieben. Demnach wird oftmals postuliert, dass die genannten Praktiken einen deutlichen Beitrag zur Entwicklung zukunftsorientierter nachhaltiger Städte leisten können, ohne dabei allerdings auf gesicherte Erkenntnisse dieses Potentials gesellschaftlichen Wandels verweisen zu können. Die aufkeimenden Phänomene des DIY-Urbanismus werden folglich als allgemeine, transformative räumliche Praxis gefasst, in der es darum geht, öffentlich zugängliche Orte zu schaffen, die zur dominierenden Wachstums- und Wegwerfgesellschaft Kontrapunkte setzen sollen. Im Erfolgsfall bieten sie Raum für solche Praktiken, die auf einen grundlegenden Wandel bislang vorherrschender und ressourcenvernichtender sowie nicht nachhaltiger Produktions- und Konsumtionsweisen ausgerichtet sind, die ihre historischen Wurzeln in den fordistischen Produktions- und Konsumtionsregimen und der sich parallel entwickelnden Massenkonsumgesellschaften haben.

Die folgenden Überlegungen dienen dem Zweck, einen Großteil der theoretisch-konzeptuellen Aspekte zu konturieren, die die hier in Folge thematisierte Untersuchung ganz unterschiedlicher Schauplätze des Reparierens und Selbermachens in zwei ausgewählten Stadtbezirken von *Wien* rahmen.¹ In einem ersten Schritt geht es darum, in einer Auseinandersetzung mit dem Diskurs über den DIY-Urbanismus zentrale Aspekte herauszuarbeiten, mit deren Hilfe sich eine tragfähige Konzeption von Phänomenen des Reparierens und Selbermachens im öffentlichen oder halböffentlichen urbanen Raum entwickeln lässt, die in Relation zu den hegemonialen Produktions- und Konsumtionsweisen heutiger Wegwerfgesellschaften als potentielle Kontrapunkte aufgefasst werden können (2.1). Die anschließenden Ausführungen dienen dem Zweck, die historischen Wurzeln heutiger nicht nachhaltiger Gesellschaften und ihrer Produktions- und Konsumtionsweisen in *Europa* und *Nordamerika* nachzuzeichnen (2.2). Die von uns thematisierten Schauplätze des Reparierens und des Selbermachens stehen aber nicht nur im Kontext historischer Prozesse gesellschaftlicher Entwicklungen der Moderne, sondern auch im Zusammenhang mit derzeitigen Wandlungsprozessen europäischer und nordamerikanischer Gesellschaften, wie sie in aktuellen sozialwissenschaftlichen Ansätzen thematisiert werden. Aus diesem Grund geht es in einem dritten Schritt darum, aus zwei ausgewählten aktuellen Gesellschaftsdiagnosen weitere Aspekte herauszustellen, die sich ebenfalls zur Einordnung und Analyse der von uns thematisierten Schauplätze des Reparierens und Selbermachens eignen (2.3). Lokale Schauplätze des Reparierens und Selbermachens können erst dann eine transformative Wirkung hin zu nachhaltigen Herstellungs- und Kon-

1 Grundlegend basiert diese empirische Untersuchung auf einer praxeologischen Perspektive, also einer Perspektive, in der mithilfe praxistheoretischer Ansätze und Konzepte empirische Forschung durchgeführt wird. Deren zentrale Annahmen und Konzepte sind inzwischen in den Sozialwissenschaften fast schon Bestandteil des Mainstreams geworden, auch wenn hier mit ganz unterschiedlichen Varianten gearbeitet wird. Um Komplexität zu reduzieren wird an dieser Stelle auf die Entfaltung zentraler Konzepte der hier gewählten praxeologischen Perspektive verzichtet. Die jeweils relevanten praxeologischen Konzepte werden im Verlauf der Argumentation peu à peu entfaltet.

sumpraktiken entfalten, wenn sie sich vernetzen und geeignete urbane Infrastrukturen entwickeln. Die Bedeutung urbaner Infrastrukturen wird vor allem ausgehend vom geografischen Diskurs herausgehoben. Der vierte Argumentationsschritt dieser konzeptuellen Rahmung dient folglich einer Auseinandersetzung mit dem betreffenden Diskurs über urbane Infrastrukturen der Erhaltung und der Freundlichkeit (2.4). Zuletzt geht es darum, den Begriff des transformativen Potentials näher zu bestimmen, markiert er doch wichtige Aspekte, die für die Beantwortung der Forschungsfrage dieser praxeologischen Ethnografie zentral sind (2.5). Damit liegen maßgebliche Aspekte des konzeptuellen Rahmens vor, in dem sich die empirische Erforschung von ganz unterschiedlichen Schauplätzen des Reparierens und Selbermachens im öffentlichen oder halböffentlichen Raum in zwei Wiener Stadtteilen spiegeln, diskutieren und analysieren lässt.

2.1 Reparieren und Selbermachen als Phänomene des DIY-Urbanismus

Als Schauplätze des Reparierens und Selbermachens gelten eine Reihe von Phänomenen, die von offenen Bücherschränken, »dumpster diving«, öffentlichen Kühlschränken, sogenannten Pop-up-Cafés, Kunst im öffentlichen Raum, selbstorganisierter Arbeit, dem Schaffen allgemein nutzbarer Pool-Ressourcen wie Reparaturcafés, offene Werkstätten, Maker Spaces, Tausch- und Kost-Nix-Läden bis hin zur Umnutzung von öffentlichem oder privatem Raum wie beim Chair Bombing oder der temporären Nutzung leerstehender Gebäude oder Flächen reichen. Gemeinhin werden diese Phänomene im wissenschaftlichen Diskurs unter dem Label des DIY-Urbanismus diskutiert. Hervorgehoben wird hier die Einschätzung, dass sich derartige Phänomene durch die Aspekte der Kleinraumorientierung, der Kreativität, einer intentionalen Funktionalität sowie einer zivilgesellschaftlichen Verortung von anderen Phänomenen wie jenen des Vandalismus oder mitunter auch jenen von radikalen politischen Protestbewegungen unterscheiden lassen (Douglas 2014).

Es wäre aber verfehlt davon auszugehen, es gäbe (im Diskurs) eine einzige anerkannte Definition dessen, was unter einem DIY-Urbanismus gefasst wird: Einerseits werden unter den betreffenden Phänomenen Aktivitäten und Projekte staatlich nicht autorisierter Graswurzelinitiativen und urbane Planungsinterventionen von Bürgerinnen und sozialen Bewegungen verstanden, die außerhalb formaler urbaner Planungsstrukturen und -systeme stattfinden und die darauf fokussiert sind, urbanen Raum zurückzugewinnen. Dieser Sichtweise zufolge können unter einem solchen Urbanismus alle Aktivitäten von Stadtbewohnerinnen gefasst werden, die im öffentlichen Raum stattfinden, die aber entweder ohne Beteiligung der Politik und Verwaltung oder die in Opposition zu urbanen Regierungspolitiken und Regulationen durchgeführt werden (Finn 2014). Andererseits wird der DIY-Urbanismus oftmals als eine allgemein gefasste transformative räumliche Praxis eingeschätzt, die nicht ohne die Politik inszeniert oder gegen die Politik ausgerichtet sein muss. Hier kommt es auf die Schaffung offener Räume an, die nicht nur als im Kompetenzbereich von Architektinnen und Stadtplanerinnen liegend betrachtet, sondern auch von Stadtbewohnerinnen und größeren Kollektiven organisiert werden. In dieser erweiterten Perspektive wird die Relevanz von Reparaturinitiativen, offenen Werkstätten und Maker Spaces hervorgehoben, deren Akteure nicht als radikal politisch motivierte Op-

ponentinnen, aber doch als »lebendige Antithese zur nach wie vor vorherrschenden zentralisierten Massenproduktion und der dieser zugrunde liegenden Annahme von weitestgehend passiven Konsumenten« (Simons et al. 2016: 55) bezeichnet werden. In diesem Zusammenhang werden Praktiken des gemeinsamen Teilens als der zentrale Mehrwert des DIY-Urbanismus herausgestrichen. Diese Praktiken des gemeinsamen Teilens zeichnen sich dadurch aus, dass die in ihnen involvierten Akteure Ergebnisse wie Praxishandbücher erarbeiten, die gratis und frei zugänglich kopiert, benutzt, in Peer-to-Peer-Beziehungen entwickelt und von Jeder geteilt werden können (Bradley 2015).

Generell findet man zudem in der sozialwissenschaftlichen Literatur Etikettierungen, dass die betreffenden Do-it-yourselfer als organische Intellektuelle und dabei in ihrer Alltagspraxis in einer fast schon künstlerischen Weise radikale Gegenentwürfe zu dominierenden Mainstream-Modellen der Governance, der Konsumtion und des Lernens erzeugen und testen: »In terms of environmental considerations, particular objects and ways of living with the material world are not just about the production and reproduction of the everyday lives of those involved or interested in environmentalism...; they have become a question of life practices.« (Connolly/Prothero 2008: 119) Insofern stehen die genannten Akteure für ein aufschlussreiches Porträt sich entwickelnder Praxisgemeinschaften und radikal neuer Praktiken des Wissensteilens (Hemphill/Leskowitz 2012). Diese Praktiken belegen dieser Perspektive nach sowohl Aufkommen als auch Durchsetzen einer postindividualistischen Ethik, der zufolge es immer selbstverständlicher wird, sich verantwortlich für den urbanen Raum zu verhalten. Im Gegenzug konstituiert sich die Reputation und der Status der Akteure immer stärker im Engagement in solchen stadterhaltenden und frugalen, also genügsamen Praktiken (Bialski et al. 2015). Grundsätzlich lassen sich zudem ganz unterschiedliche historische Wurzeln der hier thematisierten Phänomene identifizieren, deren Entstehung in das 19. Jahrhundert datiert wird und so heterogene Bewegungen und Initiativen wie lokale Kunstbewegungen, Stadtraumverschönerungsvereinigungen, die Settlement-Bewegung oder den Alltags-Urbanismus umfassen (Talen 2015).

2.1.1 Diskursstränge des DIY-Urbanismus

Auf der Grundlage dieser Positionierungen von Forscherinnen, die sich mit urbanen Phänomenen des Reparierens und Selbermachens in öffentlichen oder halböffentlichen Räumen beschäftigen, geht es im Folgenden darum, eine tragfähige Begriffsbestimmung des DIY-Urbanismus herauszuarbeiten. Hierzu werden zentrale Aspekte der besagten Phänomene herausgearbeitet, die sich sowohl aus einer Diskussion unterschiedlicher wissenschaftlicher Diskursstränge als auch auf der Basis eigener Beobachtungen ergeben. Die gewonnenen Erkenntnisse werden abschließend dazu genutzt, um deren begriffliche Klärung vorzunehmen. Es gibt inzwischen eine Reihe empirischer Studien und wissenschaftlicher Veröffentlichungen, auf deren Ergebnisse sich zugreifen lässt, wenn derartige Phänomene und ihre Zusammenhänge mit ihnen entsprechenden adäquaten und inadäquaten Arbeits- und Alltagspraktiken, Wirtschaftspraktiken, Praktiken der Politik, entsprechenden Lebensstilen oder Milieus unter dem Aspekt von Nachhaltigkeitsdimensionen näher beleuchtet werden. Diese Studien und Veröffentlichungen lassen sich ihrerseits unterschiedlichen Diskurssträngen zuordnen, die je nach Ausrichtung unterschiedliche charakteristische

Merkmale der betreffenden Praktiken fokussieren. Die komprimierte Darstellung und Diskussion dieser Diskursstränge erlauben es, die betreffenden Phänomene genauer zu bestimmen, ohne vorhandene Bedeutungsunterschiede unter den Tisch fallen zu lassen:

In einem ersten Diskursstrang werden die betreffenden Phänomene vor allem als *Ausdruck eines spezifischen Lebensstils* des autonomen Agierens thematisiert, zu dem sich Menschen hingezogen fühlen, die bestimmten gesellschaftlichen Klassen, Milieus oder Szenen zugeordnet werden können. In diesen (oftmals nordamerikanischen) Studien werden die berücksichtigten Akteure etwa einer spezifischen urbanen Gemeinschaft zugeordnet, deren Lebenspraktiken und -philosophien sich durch einen stark ausgeprägten Zusammenhang charakterisieren lassen, die sie vom Mainstream unterscheiden (Douglas 2014; Hemphill/Leskovitch 2012). Die betreffenden lebensformspezifischen Praktiken zeichnen sich durch Leitorientierungen der Suche nach und der Verwirklichung von Aspekten wie der Autonomie, des informellen und kooperativen Lernens, des kritischen Denkens, des Wissen Teilens, des lokalen Agierens und oftmals auch des Protestes gegen spezifische Maßnahmen der Politik aus. Als exemplarisch für die letztgenannte Orientierung gilt etwa der Protest der Skater-Szene in *London*, die ihre behördliche Verdrängung aus dem innerstädtischen *Southbank Areal*, vornehmlich einem Ort hochkultureller Veranstaltungen, erfolgreich abwenden konnte (VanHoose/Savini 2017). Einen besonders tiefgehenden Einblick in entsprechende Praktiken gibt die Studie von Laura Portwood-Stacer (2012), die sie im Raum *Los Angeles* aber auch in anderen US-amerikanischen Städten durchgeführt hat. Ihrer Untersuchung zufolge sind die betreffenden Akteure in unterschiedlichen lebensstilsegmentspezifischen Praktikenbündeln engagiert, die subjektiv möglichst in Einklang gebracht werden. Das betrifft vor allem Praktiken des Lohnarbeit Vermeidens, aber ebenso auch Praktiken der privaten Lebensführung wie solche des Verzichts (PKW, Wohnung, TV), der Hygiene (seltener Waschen), der veganen Ernährung (Solidarität mit anderen Lebewesen), des Teilens, des kooperativen Wohnens, des Nutzens gebrauchter Kleidung, der nachhaltigen Mobilität (Fahrradfahren), des Kleidung Herstellens, des »dumpster diving« und des Reparierens. Hierzu zählen nicht zuletzt auch Praktiken des Herstellens gemeinsam nutzbarer (öffentlicher) Räume oder anderer Orte zur Erarbeitung allgemein zugänglicher Dinge und Güter. Und dazu gehört auch die Verteilung gemeinsam nutzbarer Ressourcen, wie es beim Urban Gardening oder auch im Fall von Fahrradreparaturinitiativen der Fall ist. Die betreffenden Praktiken erschaffen demnach einen besonderen Modus des Antikonsums. Sie beinhalten die Leitorientierung, dass ihre Trägerinnen sich falls möglich von Lohnarbeitsverhältnissen distanzieren und die Dinge des alltäglichen Lebens selbst herstellen. Erst dies stellt gesellschaftliche Autonomie sicher, die nicht darauf beruht, Praktiken und Industrien zu unterstützen, die sowohl ihre Arbeiterinnen als auch die Natur ausbeuten. Hierzu zählt aber auch die Studie von Gordon Douglas (2014), der unter dem Label des DIY-Urban Design auf der Basis empirischer Untersuchungen in Metropolen wie *New York*, *London* oder *Chicago* nicht autorisierte, kleinräumige und autonome Veränderungen im öffentlichen Raum wie dem Aufstellen selbstgeschaffener Verkehrsschilder oder Sitzgelegenheiten bis hin zur Markierung von Fahrradwegen oder dem Erschaffen von Urban-Gardening-Inseln versammelt. Handlungsleitend wirkt hier die Leitorientierung, den Stadtraum nach eigenem Ermessen und jenseits behördlicher Verfahren und Spielräume kleinschrittig umzugestalten. Involviert sind Akteure aus

unterschiedlichen Arbeits- und Berufsfeldern, die aber als gemeinsamen Hintergrund einen Mittelklassenbezug aufweisen, zumeist über eine akademische Ausbildung verfügen, in der Mehrzahl männlich sind und von Douglas deswegen als Mitglieder der kreativen Klasse (Florida 2002) bezeichnet werden.

Als Pendant hierzu zählen, zweitens, sozialwissenschaftliche Untersuchungen und Veröffentlichungen, die dem Aufkommen und der rasanten Entwicklung einer *Vielfalt von Reparaturinitiativen und von Orten des Selbermachens* Rechnung tragen. Diese werden aber gerade nicht als Ausdruck der genannten Praktiken autonomen Agierens oder politischen Protestes gedeutet, sondern als Vorboten des gesellschaftlichen Wandels hin zu nachhaltiger Entwicklung. Im deutschsprachigen Raum steht hierfür beispielhaft der Sammelband ›*Die Welt reparieren – Open Source und Selbermachen als postkapitalistische Praxis*‹, der von der in München ansässigen *anstiftung e.V.* herausgegeben wurde (Baier et al. 2016a). Zentral ist der Blick auf Tätigkeiten des Reparierens, die trotz beziehungsweise gerade wegen ihrer Vielfältigkeit aus der Perspektive der involvierten Akteure gemeinsame und sinnstiftende Merkmale aufweisen. Reparieren findet dabei nicht nur in enger Verbindung mit den betreffenden Dingen und Materialien statt, sondern auch an spezifischen Orten, die sich durch »Selbstbemächtigung, offene Kommunikation und wechselseitige Lernprozesse« (Wind 2016: 109) auszeichnen und die zu »völlig anderen Kulturmustern als die der durchökonomisierten Gegenwart« (ebd.) führen. Das Spektrum berücksichtigter Aktivitäten und Formen des Reparierens und Selbermachens ist breit aufgefächert: Es geht um Werkzeuge und Produktionsmittel, um Fabrikationslaboratorien (sogenannte Fablabs), die mit spezifischen hochtechnologischen Apparaten wie Laserschneidern und 3D-Druckern ausgestattet sind, und es geht um Anbauen, Kochen und Essen, um Praktiken des Reparierens und Wiederverwertens, um Dezentralisierung etwa von Energie oder um postfossile Mobilität. Thematisiert werden temporäre oder dauerhafte Initiativen wie CNC-Fräsen-Workshops in der Dingfabrik, eine gemeinschaftlich genutzte Saftpresse eines ländlichen Kombinats, mobile Siebdruck-Workshops und mobile (Volks-) Küchen in diversen Städten, Urban Gardening und Urban Farming, Food Sharing, Komposttoiletten, DIY-Domes, die inzwischen mehrere hundert Reparaturinitiativen in Deutschland, Näh- und Kleidungsdesign-Workshops, Biomeiler zur Erzeugung regenerativer Energie, mobile Solarkraftwerke, Eigenbau von Lastenrädern, Leihläden und vieles mehr. Als zentral gilt der Fokus auf das Machen in passender Umgebung, bei dem »eigenwertige soziale Prozesse stattfinden, die aber begrenzt sind und sein dürfen« (Baier et al. 2016b: 35). Die zum Zuge kommenden neuartigen gemeinschaftlichen Praktiken des Fabrizierens und Ausbesserns gelten als grundlegend von ethischen Maßstäben durchdrungen, die der Konvivialität, also der Selbstbegrenzung und Aufeinanderbezogenheit aller irdischen Lebewesen und Stofflichkeiten verpflichtet sind und damit zugleich Praktiken der Fürsorge darstellen.

Einem dritten Diskursstrang können Studien zugeordnet werden, die den Blickwinkel auf die schon genannten *offenen Werkstätten, Reparaturcafés, Maker Spaces* oder *Fablabs* (Johns/Hall 2020) einschränken. Hier lässt sich exemplarisch und für den deutschsprachigen Raum auf zwei empirische Studien (Simons et al. 2016; Lange et al. 2016) verweisen. Die hier erfolgte quantitative Befragung von mehreren hundert offenen Werkstätten in Deutschland ergab, dass die meisten Nutzerinnen dieser Werkstätten über eine akademische Ausbildung, aber eher über ein durchschnittlich niedriges Einkommen verfügen und zudem spezifischen Alterskohorten zugerech-

net werden können, nämlich den Gruppen jener zwischen 25 und 30 Jahren, jener zwischen 40 und 45 Jahren sowie jener, die unter das Stichwort 60+ fallen. Dem Team um Bastian Lange zufolge können diese Kohorten »stereotypisch den Lebensphasen der Berufsorientierung, der Mitlebenskrise sowie einem Lebensabschnitt, in dem das Thema der Rente akut wird, zugeordnet werden« (ebd.: 29). Offene Werkstätten stellen folglich Experimentierräume dar, die oftmals Menschen in Orientierungsphasen und mit akademischen Hintergründen anziehen. Hier geht es darum »gemeinsam praktisch zu arbeiten, gesellschaftliche Alternativen erproben zu können und in einen gegenseitigen Austausch prozessverschiedenen Wissens zu treten« (ebd.: 30). Allerdings zeigt die empirische Untersuchung, dass im Beschaffungswesen Nachhaltigkeitsaspekte, wenn überhaupt, eine untergeordnete Rolle spielen und der überwiegende Anteil der reparierten oder hergestellten Produkte im Privatbesitz verbleibt oder in diesen kommt. De facto ergibt sich »auf der Produktebene im Rahmen der Beschaffung, Bearbeitung und Distribution ein Bild der offenen Werkstätten, das nur bedingt konventionelle Wirtschaftsweisen infrage stellt« (ebd.: 39). Die Autorinnen weisen explizit auf Exklusionsprozesse hin, die den von den involvierten Akteuren vertretenen Anspruch an Offenheit teilweise massiv konterkarieren. In erster Linie werden diese Exklusionseffekte durch Finanzierungsaspekte verursacht. Offene Werkstätten also, die nicht oder nicht ausreichend durch Mittel externer Geldgeberinnen finanziert werden, sondern vornehmlich durch Mitglieds- oder Nutzungsbeiträge, schließen Personen aus ärmeren Bevölkerungsschichten größtenteils strukturell von der Teilhabe aus. Die Autorinnen schlagen eine Typologie offener Werkstätten vor, die die drei Typen Reparatur, Modifikation und Neuproduktion beinhaltet. Die festgestellte Kluft zwischen ökologischem und kapitalismuskritischem Anspruch und gelebter Praxis ist in jenen offenen Werkstätten nicht oder kaum vorhanden, die sich dem Werkstatttyp Reparatur zuordnen lassen. Hierunter fallen vergleichsweise kleine Werkstätten mit einem kleinen Nutzerinnenkreis, die stark in ihrem jeweiligen Quartier verankert sind. Für das Team um Lange stellen diese Werkstätten »besondere Orte intensiver gemeinschaftlicher Wissensvermittlung« (ebd.: 48) dar, die aber zu marginal sind, um wirkmächtige Kontrapunkte gegen die hegemonialen Vernutzungspraktiken stofflicher Ressourcen setzen zu können. Gemeint sind hier insbesondere Reparaturcafés, die zwar keine ökonomischen Schließungsmechanismen aufweisen, deren konstituierenden Praktiken aber vornehmlich ältere und zumeist männliche Akteure rekrutieren und zwar sowohl im Hinblick auf die involvierten Reparaturspezialistinnen als auch im Hinblick auf die jeweiligen Besucherinnen (Jonas et al. 2021b).

Einem vierten Diskursstrang lassen sich sozialwissenschaftliche Studienergebnisse zuordnen, die nicht von ausgewählten Aktivistinnen des DIY-Urbanismus oder von spezifischen Orten wie offenen Werkstätten oder Maker Spaces ausgehen und dann danach fragen, welche Praktiken jeweils relevant sind, sondern generell den Blick auf *Aktivitäten der temporären Nutzung beziehungsweise Umnutzung des öffentlichen Raumes oder auch des privaten Raumes* werfen. Aus einer feministischen Perspektive hat Megan Heim LaFrombois (2017) eine Kritik sowohl des politisch gefassten DIY-Urbanismus als auch des so gelagerten wissenschaftlichen Diskurses vorgebracht: Vor allem letzterer bevorzugt demnach öffentliche oder ökonomisch produktive urbane Räume. Er behandelt diese, der Autorin zufolge, als nicht verbunden mit ihren privaten und ökonomisch unproduktiven Äquivalenten. Dadurch bleibe unberücksichtigt, dass der öffentliche Raum eine lange Geschichte einer vor allem maskulinen Kodie-

rung aufweist, in der der Fokus auf unbezahlte, private und reproduktive Praktiken oder auf Praktiken, aus denen erstmal keine profitable Ökonomisierung folgen kann, ausgeklammert wird. Stelle man beispielsweise die im Diskurs hervorgehobene Nutzung beziehungsweise Umnutzung leerstehender Gebäude und Flächen durch Künstler(innen) oder andere Akteure den raumaneignenden Aktivitäten von obdachlosen Menschen gegenüber, werde deutlich, dass beide Interventionen diejenigen Merkmale (»small scale«, funktional, temporär, kreativ und ortsspezifisch) aufweisen, die – wie schon ausgeführt – oftmals als genuine Aspekte des DIY-Urbanismus gekennzeichnet werden. Die im betreffenden Diskurs als positiv geltende künstlerische Umnutzung privater oder öffentlicher Räume (oder Gebäude) wirft in diesem Zusammenhang zwar Fragen nach dem Eigentum sowie damit verbundener Rechte und Pflichten auf, führt aber (im Erfolgsfall) letztendlich zumeist nur dazu, dass der betreffende Raum (oder das Gebäude) wieder einer privatwirtschaftlich produktiven Nutzung zugeführt wird, während die raumaneignenden Aktivitäten Obdachloser entweder gar nicht thematisiert oder negativ bewertet werden. Neben den bislang diskutierten Akteuren (und Praktiken) gerät in entsprechenden Studien und Positionierungen eine Vielzahl weiterer durchaus heterogener Akteure (und Praktiken) in den Fokus. Erst dadurch gelingt es diesem Diskursstrang zufolge, sowohl die Heterogenität der Initiatorinnen temporärer Raumaneignung in ihrer ganzen Vielfältigkeit zu berücksichtigen, die Teilzeitarbeitenden, Menschen aus der Kunstszene, dem privatwirtschaftlichen Bereich, Community-Gruppen, sozialen Bewegungen oder eben auch den exklusionsbedrohten Randlagen der Gesellschaft wie Obdachlose oder Migrantinnengruppen (Colomb 2017) beinhaltet, als auch die von vielen Diskursvertreterinnen vernachlässigten Fragen explizit zu thematisieren, ob und inwiefern die Praktiken des DIY-Urbanismus nicht durch die Praktiken neoliberaler Stadtentwicklungspolitik instrumentalisiert oder gar kolonialisiert werden.

Fünftens: Im Diskurs überwiegt dabei das Bild, dass sich die Praktiken des DIY-Urbanismus der sogenannten Öffentlichkeit zuordnen lassen. Sie finden in öffentlich zugänglichen Orten und Räumen statt. Generell erheben die betreffenden Akteure den unterschiedlichen Positionierungen der herangezogenen Forscherinnen zufolge (zumindest) den Anspruch, für alle offen zu sein, keine Ausgrenzungen vorzunehmen und erarbeitete Dinge frei zugänglich zu machen. Viele Beispiele von Maker Spaces oder offenen Werkstätten weisen allerdings darauf hin, dass eine Reihe der betreffenden Akteure versucht, ihre jeweiligen Aktivitäten in Wert zu setzen, sich also in entsprechenden *Herstellungspraktiken* engagieren, die auch der *ökonomischen Sphäre* zugerechnet werden können. Zugleich kann man in einigen Städten wie in *Wien*, *London* oder *Berlin* beobachten, dass in einer Reihe von ökonomischen Bereichen DIY-Aktivitäten von kommerziellen Kleinbetrieben oder von handwerks- und kunstorientierten Selbständigen aufgegriffen werden – unter anderem darauf zielte ja die Kritik von Claire Colomb ab, die dafür plädiert, den Blickwinkel auf weitere involvierte Akteure zu öffnen (s.o.). Das Besondere an diesen kleinbetrieblichen beziehungsweise ökonomisch selbständigen Akteuren ist, dass sie sich in ganz unterschiedlichen Anwendungsbereichen (wie dem Elektro-, dem Möbel-, dem Haushaltsgeräte- oder dem Bekleidungsbereich) als Facheinzelhändlerinnen und Reparaturspezialistinnen am Markt positioniert haben. Sie verkaufen zwar auch Konsumgüter und Produkte. Zusätzlich haben sie aber besondere Expertisen im Reparieren und mitunter auch im Upcycling ausgebildet, die reinen Verkaufsgeschäften völlig fehlt. Solche kommerziel-

len Reparaturspezialistinnen bieten verstärkt entsprechende Workshops an, in denen Praktiken wie Messerschleifen, Nähen, Möbelbauen und -polstern oder Elektrogeräte Reparieren an immer mehr Interessierte vermarktet und dabei intendierte oder nicht intendierte Aspekte nachhaltigen Arbeitens und Lebens vermittelt werden. Sie nutzen hierbei entweder auch den öffentlichen Raum oder funktionieren beispielsweise private Verkaufsräume oder Ateliers in Orte des gemeinsamen Lernens und Austauschs um, in denen sie das Interesse zumeist von Mitgliedern bestimmter Bevölkerungsmilieus mit den ihnen eigenen lebensstilspezifischen Alltagspraktiken für das Reparieren und Selbermachen zu wecken suchen.

2.1.2 Fazit

Insgesamt verdeutlichen diese Ausführungen, dass die genannten Phänomene und Praktiken sich in den jeweiligen Städten nicht automatisch als Gegenpart zur Stadtplanung beziehungsweise zur Stadtpolitik positionieren. Ihre Verortung ist vielmehr kontextabhängig und zudem fließend. Es mag Städte geben, in denen sie sowohl aufgrund starker sozialer Bewegungen als auch aufgrund politischen Desinteresses als in erster Linie Ausdruck von Bottom-up-Prozessen gedeutet werden können, die sich zur Stadtentwicklung im fundamentalen Gegensatz befinden. Sie lassen sich demnach primär zivilgesellschaftlichen Arenen der Öffentlichkeit zurechnen, deren Akteure mitunter als Kontrahentinnen zur herrschenden Politik und zu dominierenden, nicht nachhaltigen Arbeits- und Alltagspraktiken agieren. Ähnliche Formen und Praktiken des DIY-Urbanismus lassen sich aber auch in anderen europäischen Städten identifizieren, basieren hier aber vorwiegend nicht mehr alleine auf zivilgesellschaftlichem Engagement und Protest, sondern sind Bestandteil einer antizipierenden Stadtpolitik oder einer Stadtpolitik, die deren Aspekte zu anderen Zwecken nutzen oder vereinnahmen möchte (Colomb 2017; Mould 2014). Vor allem im letztgenannten Fall gilt es als gesichert, dass die entsprechenden Aktivitäten »are being co-opted by urban governments in order to erude an urban ›brand‹ that aligns with a cool and creative even edgy, PR-riddled narrative« (LaFrombois 2017: 431). Als weitgehend ungeklärt gilt aber im betreffenden Diskurs, inwiefern die involvierten Akteure wenn nicht als Opponentinnen zur, so doch als dauerhafte und auch anerkannte Ideengeberinnen der strategischen Stadtplanung agieren können, inwiefern entsprechende Praktiken aus der Öffentlichkeit mit Praktiken aus der Wirtschaft oder der Politik und Verwaltung sinnvoll kombiniert werden können und inwiefern schließlich auch die im Diskurs weitgehend vernachlässigten Nutzerinnen und Besucherinnen solcher Aktivitäten und Orte des DIY-Urbanismus eingebunden werden können, ohne dabei von neoliberalen Stadtpolitiken oder Geschäftspraktiken vereinnahmt zu werden. Denn erst dann, so lässt sich vermuten, können diese Praktiken nicht nur kleine Anstöße der Generosität bilden, die soziale Interaktionen jenseits des privaten Konsums und des vereinseitigten Wettbewerbsprinzips ermutigen (Bradley 2015), sondern sind auch in der Lage, einen grundlegenden Beitrag zur sozialökologischen Transformation der Städte oder Stadtteile zu erzeugen und sicherzustellen. Hierbei verdeutlichen die im betreffenden Diskurs vorhandenen Studien deutlich, dass unterschiedliche Phänomene und Praktiken des DIY-Urbanismus in vielen Fällen auch Menschen aus jeweils unterschiedlichen gesellschaftlichen Milieus ansprechen, die zentralen Protagonistinnen wie auch die

Teilnehmerinnen derartiger Praktiken also oftmals aus ganz unterschiedlichen Teilgruppen der Gesellschaft stammen.

Auf der Grundlage dieser Ausführungen lassen sich die thematisierten aufkeimenden Phänomene des Reparierens und Selbermachens vorläufig als allgemeine transformative räumliche Praxis begreifen, in der es darum geht, öffentlich zugängliche Orte zu schaffen, die zur dominierenden Wachstums- und Wegwerfgesellschaft Kontrapunkte setzen (wollen) können und die Räume für Aktivitäten ermöglichen, die auf einen grundlegenden Wandel bislang vorherrschender Produktions- und Konsumtionsweisen ausgerichtet sind. Diese Praxis wird durch ganz unterschiedliche Praktiken aus den Sphären der Öffentlichkeit, der privaten Lebensführung, der Wirtschaft und der Politik erschaffen und in Szene gesetzt, zugleich aber auch an ihrer Entfaltung gehindert und marginalisiert. Diesen Phänomenen lässt sich eine breit gefasste Palette an Praktiken und Formen zurechnen, die primär in der Sphäre der Öffentlichkeit verortet sind, zumeist eine starke Kleinraumorientierung aufweisen, durch kreative und experimentierfreudige Umgangsweisen mit Stoffen, Materialien und Gegenständen gekennzeichnet sind und auf eine tatsächliche Veränderung und Verbesserung diagnostizierter Probleme der nicht nachhaltigen Lebensweisen der dominanten Konsum- und Wegwerfgesellschaften abzielen. Da die besagten Phänomene, die Praktiken und auch die involvierten Akteure sehr heterogen zu sein scheinen, die diese gesellschaftliche Praxis zwar erschaffen, aber die sich eher durch Ähnlichkeiten und Unähnlichkeiten denn durch Gemeinsamkeiten auszeichnen (Hassemer 2021b), ist es sinnvoll, nicht von einem in sich homogenen Phänomenbereich, sondern von einem heterogenen DIY-Urbanismus auszugehen. Grundlegend scheinen aber Praktiken des gemeinsamen Teilens zu sein, die mit dem Anspruch verbunden sind, zumindest für die jeweils involvierten Akteure miteinander vergleichbare und ähnliche nicht hierarchische kompetenzbasierte Erfahrungs-, Austausch- und Lernprozesse zu ermöglichen. Diese sind in der Regel mit den Ansprüchen versehen, jenseits einer kapitalistischen und (damit) ressourcenvernutzenden Verwertungslogik beziehungsweise einer reinen Profitlogik zu liegen. Sie sind oftmals, keineswegs aber durchgängig spezifischen Nachhaltigkeitskriterien verpflichtet, die zu den zentralen Aspekten der hegemonialen ressourcenvernutzenden Produktions- und Konsumtionsregimen im Widerspruch stehen.

2.2 Historische Entwicklungslinien fordistischer moderner Gesellschaften

Zentral für die Entwicklung und Durchsetzung ressourcenvernutzender Regime der Produktion, der Distribution und der Konsumtion sind ohne Zweifel die umfassenden Industrialisierungsprozesse, die zuerst in *Großbritannien* und den *USA*, anschließend aber immer mehr vor allem europäische Länder betroffen haben. Es sind diese Industrialisierungsprozesse, die nach dem ersten Weltkrieg und vor allem ab den 1920er Jahren zuerst in den *USA* und anschließend in den europäischen Industrienationen zu ersten Schüben der Massenproduktion und -konsumtion führten, ohne dort schon die bis dahin noch verbreitete handwerklich-industrielle Mengenproduktion und ihre subsistenzwirtschaftlichen Konsumtionspraktiken ablösen zu können. Begrifflich werden diese Prozesse als Entwicklung und Durchsetzung des Fordismus, des Tay-

lorismus, der Massenproduktion und des Massenkonsums bezeichnet, die ohne die Extraktion von Naturressourcen, vor allem des Erdöls, so nicht möglich gewesen wären (Zündorf 2008). Diese Prozesse sind es, die maßgeblich dazu geführt haben, die betreffenden Gesellschaften als solche der industriellen Moderne (Beck) zu charakterisieren. Fordismus meint bezogen auf die Produktionsprozesse Massenproduktion und Rationalisierung. Die zum Einsatz kommenden Praktiken fertigungsfreundlichen Konstruierens, der Standardisierung und Formalisierung, der Steigerung der Material-, Energie- und Informationsflüsse, der Automatisierung und Maschinisierung sowie nicht zuletzt der permanenten Produktion in Schichtarbeit durchdrangen – wenn auch auf unterschiedliche Weise – die gesamten industriellen Prozesse und Techniken.

Das neue Produktionsparadigma des Fordismus umfasste sowohl Massenproduktion als auch Massenkonsum. Als Klammer diente eine Art Sozialvertrag zwischen Arbeitgeberinnen und Arbeitnehmerinnen, der – zuerst in den USA in den 1920er Jahren – einen Teil der Gewinne aus der Massenproduktion in Massenkonsum (in Form von Automobilen, Haushaltsgeräten usw.) verwandelte. Verbunden war der Fordismus zudem mit einer Demokratisierung politischer Rechte, ablesbar etwa und vor allem in der Ausdehnung des allgemeinen Männerwahlrechts auf die weiblichen Gesellschaftsmitglieder aber auch der Entstehung von Verbraucherinnen(schutz)rechten sowie genossenschaftlich organisierter Unternehmen, die damit schwach ausgeprägte wirtschaftsdemokratische Strukturen in der ökonomischen Sphäre ausbildeten. Zugleich führten aber die Einführung und inhaltliche Ausrichtung von Massenmedien wie der Tagespresse und des Radios sowie die Weltwirtschaftskrise zu demokratieabgewandten Entwicklungsprozessen in der öffentlichen Sphäre (Dewey 1927). Ökonomisch wurde die US-amerikanische Prosperität der 1920er Jahre durch eine starke Binnennachfrage getragen, die sich aber nicht in die Wirtschaftssphären der europäischen Staaten wie *Frankreich*, dem *Deutschen Reich* oder *Österreich* übertrug. In diesen Staaten bestand neben dem aufkommenden industriellen Sektor ein starker traditioneller Wirtschaftssektor, der sich in den USA in der Form nie hatte entwickeln können. Zugleich blieb – im Gegensatz zu den USA – die Entwicklung der Reallöhne weit hinter den Produktivitätssteigerungen im industriellen Sektor zurück und verhinderte damit eine vergleichbare Verbreitung des Massenkonsums.

Noch in der Zwischenkriegszeit konnte der traditionelle Sektor in den genannten Ländern (aber nicht in *Großbritannien*) etwa die Hälfte der Arbeitskräfte auf sich konzentrieren. Der größte Teil der Einkommen, die im industriell-marktwirtschaftlichen Sektor als Löhne und Gehälter anfielen, diente weitgehend der Deckung des unmittelbaren Lebensbedarfs und ging in den traditionellen Sektor. 1907 entfielen beispielsweise im *Deutschen Reich* durchschnittlich die Hälfte aller Verbrauchsausgaben auf Nahrungs- und Genussmittel, etwa ein Fünftel für Wohnung und Haushalt sowie etwas über einem Zehntel für Kleidung, Wäsche und Reinigung. Der Großteil der Nahrungs- und Genussmittel, der von den Privathaushalten verbraucht wurde, gelangte über kurze Handelswege mit geringem Transportaufwand zur Endverbraucherin. Auch der Großteil der Aufwendungen für Kleidung und Wäsche floss in den traditionellen Sektor. Sieht man von Schuhen ab, die schon im 19. Jahrhundert industriell gefertigt wurden, wurden hier jedoch keine Endprodukte gekauft, sondern zumeist Stoffe, die entweder in den Haushalten oder in Handwerksbetrieben zu Bekleidung und Wäsche verarbeitet wurden (Lutz 1989). Die Fragilität der entstehenden indus-

triekapitalistischen Demokratien hingegen zeigte sich nicht zuletzt deutlich an der Machtergreifung der Nationalsozialisten im *Deutschen Reich* und später auch im einverleibten *Österreich* sowie der Erstarkung rechtsradikaler politischer Strömungen in einer Reihe europäischer Staaten, die dann im zweiten Weltkrieg und der Shoa ihren vom *Deutschen Reich* verantworteten Tiefpunkt fanden.

In der sogenannten Wiederaufbauphase zu Beginn der 1950er Jahre setzte in so gut wie allen europäischen Ländern ein enormes Wirtschaftswachstum ein, das dann später von asiatischen Staaten wiederholt wurde. Erst ab diesem Zeitraum kann man von der Existenz fordistischer beziehungsweise moderner Staaten in *Europa* sprechen, die wesentlich auf Arbeitsteilung und Technisierung gründeten und den Prinzipien des Massenwohlstands und der Massenloyalität verpflichtet waren. Der traditionelle Sektor wurde in vielen dieser europäischen Staaten in kurzer Zeit vom industriell-marktwirtschaftlichen Sektor aufgesogen. Die vielfältigen Praktiken des Reparierens und Selbermachens, die zu dieser Zeit noch in den Haushalten vorhanden und gebräuchlich waren, wurden zwar nicht völlig substituiert, verloren aber immer stärker an Relevanz (Kreis 2021). Lohnarbeit setzte sich als grundlegendes Arbeitsverhältnis in den westlichen Demokratien durch. Sie zementierte die zuvor schon betriebene Unterscheidung von produktiver und unproduktiver Arbeit, verbunden mit der Durchsetzung der männlichen Normalerwerbsbiografie und der Abdrängung weiblicher Arbeitskraft in unbezahlte Reproduktionsarbeiten. In einer Reihe westlicher Industrienationen führten diese Prozesse zu einer Phase wirtschaftlicher Prosperität, deren ökologische und soziale Problematiken etwa der enormen Steigerung des Ressourcenverbrauchs ab den 1970er Jahren deutlich hervortraten.

In den europäischen Metropolen wie *London*, *Paris*, *Berlin* oder *Wien* setzte sich, wenn auch auf unterschiedliche Weisen, eine fordistisch geprägte Stadtentwicklung durch, in der die Städte zunehmend nach den Interessen und Produktionslogiken großer Unternehmen und Branchen reorganisiert wurden. In deren Rahmen knüpfte die Stadtplanung oftmals an die Vorstellungen der modernen Architektur an und orientierte sich zunehmend an einer funktionalen Aufteilung der Stadt, in der die Bereiche Arbeit, Wohnen und Freizeit möglichst voneinander getrennt wurden. Falls möglich wurden die zuvor innerstädtischen Produktionsbetriebe in die Außenbezirke verlagert. Die Arbeitslosigkeit etwa in *Wien* lag in den 1960er Jahren beispielsweise bei 2 Prozent. Lohnzuwächse führten in dieser Zeit der ökonomischen Prosperität zu einer gravierenden Umwandlung der Lebensverhältnisse, in deren Verlauf immer weniger finanzielle Mittel für Lebensmittel ausgegeben werden mussten, die dann für den Kauf von Konsumgütern ausgegeben werden konnten. Am folgenreichsten, das Stadtbild am stärksten prägend und »für den Erfolg des Fordismus symbolträchtigste Phänomen war der in diesem Ausmaß völlig unerwartete Siegeszug der – ganz überwiegend privaten – PKWs« (Meißl 2006: 679).

Gekoppelt war diese Durchsetzung fordistischer Produktionsregime mit der Etablierung nivellierter Mittelstandsgesellschaften, in der die Mehrheit der Bevölkerung sich, zumindest bezogen auf ihre Ressourcen, in einem großen Kern befand. In der (damaligen) BRD wurde diese Mittelschichtsgesellschaft von männlichen Facharbeitern, kleinen Angestellten, Ungelernten aber auch Selbständigen getragen. Ralf Dahrendorf (1965) zufolge bestand diese Mittelschicht aus einem starken bürgerlichen Mittelstand und einer noch größeren kleinstädtischen Arbeiterschicht. Kennzeichnend für diese nivellierte Mittelstandsgesellschaft war die Priorität eines Strebens nach

sozialer Normalität, die zumindest bei den Mitgliedern der beiden gesellschaftlichen Kernschichten alle Lebensbereiche in den gesellschaftlichen Sphären der privaten Lebensführung, der Wirtschaft, der Politik und der Öffentlichkeit weitgehend dominierte.

Spätestens 1971 gab es nicht nur in der BRD, sondern auch in anderen westeuropäischen Industriestaaten deutliche Anzeichen für ein Ende des Nachkriegsfordismus (Streeck 2012), das sich in Sättigungserscheinungen seriengefertigter, standardisierter Gebrauchsgüter, Wirtschaftskrisen und Grenzen des Wachstums ausdrückte und zu grundlegenden Restrukturierungen der Produktionsprozesse und -paletten, zum Zustrom der Frauen in den Arbeitsmarkt, zu Entstandardisierungsprozessen sowie zu einer bis heute andauernden Intensivierung der Globalisierung der Produktions- und Distributionssysteme geführt hat – ohne dass der weiterhin zunehmende Extraktivismus natürlicher Ressourcen und Lebewesen und die daraus resultierende weitere Verbreitung und Intensivierung marktwirtschaftlicher Konsumpraktiken in irgendeiner Weise abgebremst worden wäre (zur Entwicklung des Massenkonsums in der damaligen DDR siehe: Roesler 2005). Die Diversifizierung der Produktpalette sowie die damit verbundene Umstellung der Märkte von Bedürfnisbefriedigung auf Wunscherfüllung setzte sich breitflächig durch. Sie wird zugleich durch ein massives Schrumpfen der Erwerbsarbeit in den meisten Produktionssektoren bei einem bis dato stetigen Anstieg der Arbeitsplätze in den Dienstleistungssektoren begleitet.

Diese Restrukturierungsprozesse sind durch gesteigerte Produktdifferenzierungen, beschleunigten Warenumschlag und zielgenaues Marketing geprägt, die einen neuen Typus der Vergesellschaftung in den postfordistischen, nachmodernen Gegenwartsgesellschaften durchsetzen. Dieser Typus setzt auf Vergesellschaftung durch exzessiven Konsum (Joy 2010; Urry 2010). Im Massenkonsum wird er durch Niedrigpreise von Massenanbieterinnen gepusht, die sich durch eine starke Externalisierung anfallender Kosten und Belastungen auszeichnen und damit heimischen kleinen Handwerksunternehmen keine Konkurrenzchance lassen. Hier ist dieser Typus ablesbar am ungebremsen Fleischkonsum (verbunden mit einer lebensverachtenden Tierhaltung und einer Vergiftung der Ackerböden), am ansteigenden Flugverkehr im Massentourismus und bei Individualreisen (verbunden mit einem überproportionalen Ausstoß von Schadstoffen) oder am zunehmenden Konsum preiswerter Produkte etwa im Kleidungs- oder dem Elektrobereich (verbunden mit ausbeuterischen Arbeitsverhältnissen in den Herstellungsregionen sowie massivem Ressourcenverbrauch und Umweltverschmutzungen vor allem in asiatischen, afrikanischen und südamerikanischen Staaten). Und zugleich setzt dieser Vergesellschaftungstyp auf eine Ablösung politischer Teilhabe durch individualisierten Konsum: Nachmoderne Konsummuster sind individualistisch und nicht mehr kollektivistisch. Sie sind eher Privatsache als kollektiv- und öffentlichkeitsorientiert (Banerjee/Linstead 2001). Ihre Elemente durchdringen zudem verstärkt die Interaktions- und Kommunikationsmuster in der Öffentlichkeit. Sichtbar wird eine schleichende Reprivatisierung der öffentlichen Sphäre, die zunehmend zu einem reinen Begegnungsort nur noch privat agierender Konsumentinnen zu werden droht (Honneth 2011). Gekoppelt sind diese Prozesse zudem durch eine massive Expansion des Bildungswesens (Beck 1986) gewesen, die inzwischen zu einer sich ausbreitenden Akademisierung von immer mehr Berufen geführt hat – zumindest bezogen auf akademische Ausbildungen ist der Anteil von Frauen inzwischen größer als jener von Männern.

Die Krise fordristischer Produktionsregime, die Umwandlung hegemonialer Konsummuster und -praktiken sowie die Effekte der Bildungsexpansion sind sowohl mit krisenhaften Entwicklungen der betreffenden demokratischen Politiken als auch mit einer Erosion der vormals dominanten Mittelstandsgesellschaft verbunden. Noch verstärkt durch Prozesse der Wertepluralisierung haben sich inzwischen die zuvor starken und in sich eher homogenen Mittelstandsschichten aufzulösen begonnen. De-industrialisierungsprozesse in vormaligen industriellen Kernzentren bei gleichzeitiger Verlagerung der Massenproduktion vor allem nach *Asien*, die Ablösung der zuvor dominanten facharbeitszentrierten männlich geprägten Industriearbeit durch unterschiedlich hoch qualifizierte Formen der Dienstleistungsarbeit sowie das Ende der Vollbeschäftigung bei gleichzeitig zunehmender Integration weiblicher Arbeitskräfte vor allem in den Dienstleistungssektoren haben zu einer Aufsplitterung der Bevölkerungsschichten in unterschiedliche soziale Milieus geführt. Diese unterscheiden sich nicht nur untereinander auf der kulturellen, der ökonomischen, der privaten und der sozialen Ebene, sondern auch im Hinblick auf die Ausbeutung natürlicher Ressourcen, den konsumtionsbedingten Müll- und Schadstoffmengen und dem Anstieg von Umweltzerstörung. Alle diese Aspekte deuten nicht in Richtung einer grundlegenden sozialökologischen Transformation (Jonas 2017). Vielmehr ist die gegenwärtige kapitalistische Wirtschaftsweise keineswegs nachhaltig. Wurde die Demokratisierung des Konsums seit den 1950er Jahren in den nordamerikanischen und westeuropäischen Industriestaaten als gesellschaftlicher Fortschritt gefeiert, der mit deutlichen Verbesserungen der Lebensqualität der daran teilhabenden Menschen verbunden war, so ist angesichts der Persistenz und auch des Anstiegs gesellschaftlicher Nachhaltigkeitsprobleme klar, dass die globale Ausweitung nicht nachhaltiger Produktions-, Distributions- und Konsumweisen von einer radikalen Transformation der nicht nachhaltigen Lebensweisen und Alltagspraktiken der Menschen begleitet und überformt werden muss.

2.3 Gegenwartsbezogene sozialwissenschaftliche Diagnosen

In den Sozialwissenschaften gibt es ganz unterschiedliche Ansätze, wie diese gesellschaftlichen Entwicklungsprozesse der Erosion vormals stabiler Gesellschaftsschichten bei gleichzeitiger weiterer Verbreitung ressourcenvernichtender Produktions-, Distributions- und Konsumtionsweisen gedeutet werden können. Prominent ist der politikwissenschaftliche Ansatz der Durchsetzung einer imperialen Lebensweise (Brand/Wissen 2017). Mit dem Konzept der imperialen Lebensweise wird betont, dass die Bevölkerung etwa der USA und der westeuropäischen Staaten vor allem auf Kosten anderer Weltregionen und ihrer Bewohnerinnen und Ressourcen lebt. Demzufolge ist die imperiale Lebensweise zum grundlegenden Fundament so gut wie aller Menschen in den heutigen postfordistischen Gesellschaften geworden und dient als Leitorientierung auch der aufstrebenden Gesellschaftsmilieus im asiatischen, afrikanischen oder süd- und mittelamerikanischen Raum. Die dadurch bedingten Zerstörungen des Planeten Erde, die in den Diskursen über die Klimakrise thematisiert werden, können folglich nur durch eine gesamtgesellschaftliche sozialökologische Transformation abgebremst und aufgehalten werden (Krüger 2020). Kritische Stimmen zu diesem Ansatz verweisen allerdings darauf, dass die allgemein konstatierte Auflösung der

homogenen Mittelstandsschichten mit unterschiedlich hohen Beiträgen unterschiedlicher sozialer Milieus zur Naturausbeutung und Umweltzerstörung korrespondiert. Diese unterschiedlichen Externalisierungen werden im sozialwissenschaftlichen Diskurs etwa über unterschiedlich hohe Schadstoffemissionen oder Energieverbräuche thematisiert (UBA 2016; Moser/Kleinhüchelkotten 2017). Sie belegen vor allem, dass umweltschädigende Alltagspraktiken positiv mit der Höhe des verfügbaren Einkommens und Vermögens korrelieren. Das macht darauf aufmerksam, dass das Konzept der imperialen Lebensweise vornehmlich als konkreter Ausgangspunkt weiterführen der gesellschaftlicher Diagnosen genutzt werden sollte. Erst dadurch wird es möglich, den unterschiedlich ausgeprägten Lebensweisen verschiedener sozialer Milieus gerecht zu werden, zu differenzierten Analysen und Lösungsvorschlägen zur sozialökologischen Transformation von Städten, Regionen oder generell von Alltagspraktiken unterschiedlicher sozialer Gruppen zu kommen und auch die liberalen Dimensionen der imperialen Lebensweise in den Fokus der Kritik zu rücken (Novy 2018).

Relevant sind in diesem Zusammenhang weitere aktuelle Gesellschaftsdiagnosen, die teils Überlappungen und Ähnlichkeiten aufweisen, teils aber auch gravierende Unterschiede. Die Rede ist zum einen von den kulturwissenschaftlich basierten gesellschaftstheoretischen Analysen, die Andreas Reckwitz im Zuge der Entwicklung einer Theorie der Gesellschaft der Singularitäten (2018, 2019) vorgelegt hat, die grundlegend dem thematisierten Strukturwandel der Moderne gewidmet sind. Reckwitz zufolge haben sich die eher nivellierten Mittelschichtgesellschaften der fordistisch geprägten Moderne inzwischen in Klassengesellschaften der Nachmoderne transformiert, in der Mitglieder unterschiedlicher aber auch gleicher Milieus um die gesellschaftliche Hegemonie ringen. Zum anderen betrifft dies die vor allem auf die Sphären der Wirtschaft und der Politik bezogenen Analysen über eine neuartige Bereicherungsökonomie (Boltanski/Esquerre 2016, 2019a + b), die sich ab Beginn der Krise fordistischer Regime in einer Reihe europäischer Staaten zusätzlich oder parallel zum Regime der Massenproduktion und -konsumtion entwickelt und sich nunmehr im integralen Kapitalismus durchgesetzt hat. Zentral für diesen integralen Kapitalismus ist die Durchsetzung weiterer ökonomischer Bewertungsformen, die sich neben der standardmäßigen Wertermittlungsform fordistischer Produktions- und Konsumtionsregime etabliert haben und den Mitgliedern ökonomisch gut ausgestatteter Milieus sowohl adäquate Märkte als auch adäquate Distinktionsmöglichkeiten bieten.

2.3.1 Differenzierungen von Klassen und Milieus in nachmodernen Gesellschaften

In der Auseinandersetzung mit den thematisierten gesellschaftlichen Veränderungsprozessen argumentiert Reckwitz (2018), dass sich die fordistischen modernen Gesellschaften nunmehr in nachmoderne Gesellschaften transformiert haben. Als zentrale Triebkräfte dieses gesellschaftlichen Wandels westeuropäischer und nordamerikanischer Staaten macht er eine Kulturalisierung der kapitalistischen Wirtschaft, den Siegeszug digitaler Medientechnologien und die Durchsetzung einer postromantischen Authentizitätsrevolution aus, die in ihrem Zusammenwirken zu einer hegemonialen Stellung von Singularisierungsprozessen führen. Diese weisen dem Besonderen und dem Einzigartigen mehr Wert zu als den in der Moderne primären Aspekten des Allgemeinen und des Normalen. In der Sphäre der Wirtschaft führe die Kulturalisierung

kapitalistischer Strukturierungen dazu, dass die angebotenen Güter und Dienstleistungen nicht nur funktional, sondern auch »kulturell konnotiert sind und affektive Anziehungskraft ausüben« (ebd.: 8). Der Siegeszug der digitalen Technologien ermögliche nicht nur die die Moderne prägenden Momente der Standardisierung und Mechanisierung, sondern die »Singularisierung des Sozialen, der Subjekte und Objekte« (ebd.: 226) und werde damit zum »Generator der gesellschaftlichen Kulturalisierung und Affektintensivierung« (ebd.: 227). Die Durchsetzung einer postromantischen Authentizitätsrevolution führe zu drei Prozessen, nämlich zu einer Kulturalisierung des Sozialen, die auf einer im Vergleich zur Moderne Höherbewertung des kulturellen Kapitals beruht, zu einer Selbstkulturalisierung der Lebensstile, die Selbstverwirklichung und Authentizität als zentral setzt, und zu einer Valorisierung, die jene Lebensstile und Milieus höher bewertet, die den zuvor genannten Aspekten genügen, und jene Lebensstile und Milieus niedriger bewertet, die ihnen nicht entsprechen.

Bezogen auf die Singularisierungsprozesse der jeweiligen Lebensstile und Milieus knüpft Reckwitz an die im sozialwissenschaftlichen Diskurs oft betonte Beobachtung an, dass die Sozialstruktur westeuropäischer Gesellschaften durch die Erosion der Mittelstandsgesellschaft zur Ausdifferenzierung unterschiedlicher Lebensstile geführt hat, die als Bestandteile gesellschaftlicher Milieus verstanden werden. Die Rede von der Ausdifferenzierung unterschiedlicher Milieus und Lebensstile treffe aber nicht den Kern aktueller gesellschaftlicher Entwicklungen, weil sie leicht zu dem Schluss führe, dass die in der Gesellschaft verorteten vielfältigen Lebensstile und Milieus konfliktfrei und gleichberechtigt nebeneinander existieren würden. Tatsächlich zeige sich aber, dass die hier thematisierten kulturellen Lebensformen nicht gleichberechtigt seien, sondern vielmehr in Konflikte um Hegemonien und Hierarchien involviert seien, die es aus seiner Perspektive plausibler machen, von der Formierung neuer Gesellschaftsklassen und ihrer Kämpfe auszugehen. Während sich die bürgerliche Mittelschicht wie auch die kleinbürgerliche Arbeiterschicht zunehmend aufgelöst habe, habe sich im Verlauf der genannten gesellschaftlichen Entwicklungsprozesse eine neue akademische Mittelklasse herausgebildet, deren singularisierte Lebensstile und Alltagspraktiken hegemonial geworden sind. In Reckwitz' Ansatz werden die traditionellen vornehmlich nicht akademischen Teile der alten Mittelschicht – sieht man von der weiterhin existierenden Oberschicht oder -klasse ab – nunmehr von der genannten akademischen Mittelklasse und einer neuen Unterklasse gerahmt. Während ihm die vornehmlich nicht akademische Mittelklasse als »unmittelbare Nachfahrerin des einstmals dominanten Lebensstils der nivellierten Mittelstandsgesellschaft« (ebd.: 281) gilt, besteht diese neue Mittelklasse aus der ansteigenden Anzahl akademisch (aus)gebildeter Menschen. Gerade in dieser könne sich die oben genannte Authentizitätsrevolution am besten entfalten.

Das zentrale Konzept dieser Argumentation ist das der Klasse, das von Reckwitz mit dem Begriff der Lebensform angereichert, oder besser: konkretisiert wird. Unter Klasse fasst er das Zusammenspiel kultureller, ökonomischer und politischer Gebilde (Reckwitz 2019: 67), die sich bezogen auf ihre Mitglieder durch spezifische Lebensformen auszeichnen. Lebensformen weisen analog zum Klassenbegriff kulturelle, ökonomische und politische Dimensionen auf. Die kulturelle Dimension sieht Reckwitz in klassenspezifischen Lebensführungen inklusive ihrer Lebensmaximen, Alltagsvorstellungen und Praktiken, die ökonomische Dimension in der Art und Weise der Ressourcenausstattung, wobei Ressourcen hier in Anschluss an Pierre Bourdieu (1983)

ökonomisches, kulturelles und soziales Kapital einschließen. Die politische Dimension ergibt sich ihm zufolge schließlich daraus, dass die Klassen »ein ganzes sozialstrukturelles und kulturelles System, das seine eigenen Positions- und Kulturkämpfe enthält« (Reckwitz 2019: 69), erzeugen. Auf der Grundlage dieser Konkretisierungen vor allem des Konzeptes klassenspezifischer Lebensformen nimmt Reckwitz anschließend eine idealtypische Charakterisierung vor allem der neuen, ihm zufolge nunmehr hegemonialen, Mittelklasse sowie der alten Mittelklasse und der neuen beziehungsweise prekären Unterklasse vor.

Im Kern zielt seine Diagnose darauf, dass sich die kulturellen Muster der Lebensführung zwischen diesen Klassen auseinanderentwickelt haben und die hohe Ausstattung mit kulturellem Kapital, die die neue Mittelklasse kennzeichnet, für ihre hegemoniale Stellung im Vergleich zur ökonomisch grundsätzlich besser ausgestatteten alten Mittelklasse, aber natürlich auch gegenüber der mit geringen kulturellen und ökonomischen Kapitalien ausgestatteten Unterklasse (und auch gegenüber der Oberklasse), als verantwortlich genannt werden kann. Hierbei betont Reckwitz, dass er das Milieukonzept nicht grundsätzlich ablehnt. Werde der Blick auf diese Klassen gerichtet, so zeige sich, dass diese sich durch »verschiedene kleinere soziokulturelle Milieus« (ebd.: 122) kennzeichnen lassen, »welche die grundsätzliche Lebensform der Klasse in verschiedenen Versionen ausdrücken« (ebd.).

Als Grundlage seiner Typologie unterschiedlicher Klassen dienen ihm die in der sozialwissenschaftlichen Forschung nicht unumstrittenen Sinus-Milieus, die inzwischen für *Deutschland*, aber auch für die *Schweiz* und *Österreich* vorliegen und in ihren länderspezifischen Varianten überaus starke Ähnlichkeiten aufweisen. Obwohl diese Typologisierung gesellschaftlicher Milieus akademisch nicht hinreichend überprüfbar ist, bietet sie dennoch komplexe Beschreibungen sozialökonomisch und kultureller Idealtypen, die heuristisch genutzt werden können. Ohne vertiefend in die Konstruktion und Beschaffenheit der Sinus-Milieus einzugehen, bezieht sich Reckwitz auf die Konfiguration unterschiedlicher Milieus aus dem Jahr 2018 (ebd.: 124), die die deutsche Gesellschaft in sich partiell überlappende zehn Milieus unterteilt, die jeweils in Relation zur Gesamtgesellschaft gesetzt werden. Fokussieren wir auf die drei bislang herausgehobenen sowie für die Untersuchung des DIY-Urbanismus relevanten Klassen der von Reckwitz ausgearbeiteten Typologie und integrieren zentrale milieuspezifische Ausprägungen, die nun nicht aus den Sinus-Milieus für *Deutschland* (Sinus 2018), sondern aus ihren Pendanten für *Österreich* stammen (Integral o.J.), so ergibt sich folgendes Gesamtbild, das für die weitere Argumentation als gesellschaftsbezogene Rahmung dient, auf die eine Verortung der Phänomene des DIY-Urbanismus heuristisch Bezug nehmen kann.

Die *neue Mittelklasse* gilt dieser Idealtypologie zufolge als die »kulturell, ökonomisch und politisch einflussreichste Gruppe der spätmodernen Gesellschaft« (Reckwitz 2019: 90). Ihre zumeist akademisch gebildeten Mitglieder verfügen über hohes kulturelles Kapital, aber unterschiedlich hohes ökonomisches Kapital, dass von sehr hohen Einkommen und Vermögen etwa in bestimmten Berufsgruppen der Medizin, der Natur- und Ingenieurwissenschaften bis hin zu unterdurchschnittlichen Einkommen etwa in den meisten Kreativberufen reicht. Ihre Mitglieder leben vorwiegend in großen urbanen Räumen und zeichnen sich durch eine starke räumliche Mobilität sowie eine ausgeprägte kosmopolitische Grundhaltung aus. Die Lebensführung folgt der Leitorientierung erfolgreicher Selbstentfaltung. Die Praktiken sind auf die Entfaltung

eigener Wünsche und Begabungen ausgelegt, zugleich aber auch auf Erfolg im Sinne eines hohen sozialen Status und hoher sozialer Anerkennung. Sie folgen den Maximen, das Leben einerseits als einzigartig, besonders und authentisch, andererseits als in sich wertvoll und abgelöst von Zweck-Mittel-Relationen zu erfahren. Die Leitorientierung der Selbstentfaltung durchdringt alle Lebensbereiche und -praktiken. Seien es Praktiken des Arbeitens, des Vergnügens, der Freundschaft, des Konsumierens, des Reisens, des handwerklich Tätigseins, sie werden alle als kulturell wertvoll gefasst. Als Trägerin der Wandlungsprozesse des Postfordismus, der Bildungsexpansion und der Liberalisierung der Werte ist die neue Mittelklasse eine progressive Klasse, die sich »eins mit dem gesellschaftlichen Fortschritt sieht« (ebd.: 95). Ihr kosmopolitisches Selbstverständnis verbindet wirtschafts- und linksliberale Aspekte, vereint also »die hohe Wertschätzung von Bildung und beruflicher Leistung, Handelsfreiheit und wirtschaftlicher Globalisierung, aber auch von Persönlichkeitsrechten, Gleichberechtigung und Ökologie« (ebd. 96). In Bezug auf die milieuspezifische Zusammensetzung arbeitet diese Idealtypologie mit der Annahme, dass die neue Mittelklasse gemäß den Sinus-Milieus für Österreich (Integral o.J.) sich vornehmlich aus den Milieus der Performer, der digitalen Individualisten und der Postmateriellen zusammensetzt und entsprechende Lebensformvarianten aufweist. Das bezieht sich auf eine Lebensformvariante des Milieus der Performer, die flexibel und global orientiert ist und ihre Mitglieder als Elite mit hoher Geschäfts- und IT-Kompetenz auszeichnet. Der Alltag ist Werten wie Effizienz, Eigenverantwortung und individuellem Erfolg verpflichtet. Das betrifft eine Lebensformvariante des postmateriellen Milieus, die bildungsorientiert ausfällt und für eine weltoffene Gesellschaftskritik steht sowie kultur- und kosmopolitisch ausgerichtet ist. Globalisierungskritik und soziales Engagement sind weitere Aspekte dieser Lebensformvariante. Es betrifft schließlich eine Lebensformvariante der individualistischen und vernetzten Life-Style-Avantgarde, die als Milieu digitaler Individualisten bezeichnet wird, und die in ökonomischer Hinsicht schlechter ausgestattet ist als die beiden anderen Milieus dieser Klasse. Diese Formvariante ist durch mental und geografisch hochgradig mobile sowie Online- und Offline-Vernetzungen geprägt und beinhaltet die permanente Suche nach neuen Erfahrungsmöglichkeiten.

Die traditionelle, nunmehr *alte Mittelklasse* setzt sich laut Reckwitz hingegen aus unterschiedlichen Milieus zusammen, deren Mitglieder sich vor allem Berufsfeldern der Facharbeit, der Angestelltenarbeit mit Berufsausbildung, dem Beamtentum im mittleren Dienst, dem selbständigen Handwerk, aber auch durchaus aus akademischen Berufsfeldern rekrutieren. Ihre Mitglieder verfügen folglich über ein mittleres (zum Teil auch hohes) Bildungskapital sowie über ein durchschnittliches bis hohes ökonomisches Kapital. Räumlich sind ihre Mitglieder vornehmlich in Klein- und Mittelstädten im ländlichen Raum lokalisiert und zeichnen sich durch eine vergleichsweise große Sesshaftigkeit aus. Die Lebensführung dieser Klasse orientiert sich (weiterhin) an Aspekten materiellen Wohlstands qua Leistung. »Statusinvestition, vor allem in die Entwicklung ökonomischer Ressourcen, prägt daher diese Lebensform.« (Reckwitz 2019: 98) Als kultureller Rahmen dient ein Horizont der Selbstdisziplin und Leistungserbringung, der (klein-)bürgerlichen Ordnung, der geschlechterspezifischen traditionellen Arbeitsteilung und der räumlich-sozialen Verwurzelung. Die politische Präferenz gilt der Erhaltung von Ordnung. Sie ist also auf die Kontinuität der bestehenden Wirtschafts- und Sozialpolitik ausgerichtet, solange und soweit diese die Anerkennung von Leistung und Disziplin gewährleisten kann. Bezogen auf Milieus, die die alte

Mittelklasse bestimmen, liegt dem von Reckwitz konstruierten Idealtyp die Annahme zugrunde, dass diese Klasse – bezogen auf *Österreich* (Integral o.J.) – in Gänze aus den Milieus der bürgerlichen Mitte sowie der Adaptiv-Pragmatischen und partiell aus den Milieus der Konservativen, der Traditionellen und der Etablierten konstituiert wird. Die Lebensformvariante des Milieus der Adaptiv-Pragmatischen folgt einem stark pragmatisch orientierten Ethos, das auf Verankerung, Zugehörigkeit und Sicherheit orientiert sowie durch Leistungsbereitschaft, aber auch Spaß- und Vergnügungsorientierung geprägt ist. Die Lebensform der bürgerlichen Mitte hingegen gründet auf dem Ethos der Leistungs- und Anpassungsbereitschaft, der nach beruflicher und sozialer Etablierung strebt sowie auf gesicherte Verhältnisse ausgerichtet ist. Primär sind hier Orientierungen an Halt, Ruhe und Entschleunigung. Das partiell zu dieser Klasse zugerechnete Milieu der Etablierten weist eine Lebensformvariante auf, die als leistungsorientiertes Elitenethos mit starkem (nationalem) Traditionsbewusstsein auftritt, über vergleichsweise sehr hohes ökonomisches Kapital verfügt und durch hohes Standes- wie ausgeprägtes Verantwortungsbewusstsein gekennzeichnet ist. Die Lebensformvariante des konservativen Milieus basiert auf einem traditionellen Ethos mit christlich geprägter Verantwortungsethik, großer Affinität zu Bildung und Kultur und einer ausgeprägten Skepsis gegenüber gesellschaftlicher Veränderung. Und schließlich wird diese Klasse durch eine Lebensformvariante des traditionellen Milieus gespeist, das einem traditionellen, auf Sicherheit, Ordnung und Stabilität ausgerichteten Ethos verpflichtet ist. Dieser ist im Kleinbürgertum, in der traditionellen Arbeitskultur und im ländlichen Raum verortet.

Die Mitglieder der *neuen Unterklasse* hingegen rekrutieren sich vor allem aus den deindustrialisierten früheren Industriekernregionen sowie, räumlich verstreut, aber auch aus Ballungen in den urbanen Zentren, aus den niedrigbezahlten und wenig anerkannten Service- und Dienstleistungsberufen (also teils auch jenen Berufen, deren Systemrelevanz in der Corona-Pandemie so deutlich hervorgehoben wurde). Sie entstammen vor allem den Erwerbsbereichen einfacher Produktions- oder nicht hoch bewerteten einfachen bis komplexen Dienstleistungsarbeiten. Sie hängen in prekären Beschäftigungssituationen, sind erwerbslos oder empfangen Sozialhilfe. Sie verfügen folglich sowohl über wenig ökonomisches Kapital als auch über wenig Bildungskapital. Ersteres ist für ihre Exklusion aus der alten Mittelklasse, letzteres für ihre Exklusion aus der neuen Mittelklasse (und deren jeweiligen Milieus) verantwortlich. Weil die Mitglieder dieser Klasse nicht von der akademisch orientierten Bildungsexpansion erfasst werden, zählen sie automatisch zu deren Verliererinnen. Auch wenn in einigen ihrer Milieus noch die Leitvorstellungen der alten Mittelklasse, also jene der Selbstdisziplin, Ordnung und Leistungserbringung gelten, verhindern die geringen ökonomischen Ressourcen Aktivitäten der Statuserhöhung. Dominant ist hingegen das Sich-Durchschlagen, das kurzfristigen Zeithorizonten folgen muss. Als Folge der kulturellen Abwertung körperlich anstrengender Erwerbsarbeit bildet diese neue Unterklasse nicht nur den unteren ökonomischen Sockel nachmoderner Gesellschaften, sondern ist auch kulturell entwertet und führt bei ihren Mitgliedern vor allem zum Eindruck und Erlebnis des Sozial-abgehängt-Seins (Reckwitz 2019: 106). Mitglieder der neuen Unterklasse kommen aus den Milieus der konsumorientierten Basis und der Hedonisten, zum Teil auch aus dem Milieu der Traditionellen (Integral o.J.). Die partiell relevante Variante des traditionellen Milieus ist durch Benachteiligungsgefühle, Zukunftsangst und Ressentiments, aber auch durch ein Aufstiegsstreben geprägt. Die

konsumorientierte Lebensformvariante des Milieus der konsumorientierten Basis ist vor allem spaß- und unterhaltungsorientiert, dabei zugleich aber auch geprägt durch Zukunftsangst, Ressentiments und das Streben nach Anschluss an die Lebensformen der Mittelklassen. Die hedonistische Variation wird hingegen durch den Bezug zum momentbezogenen Leben im Hier und Jetzt sowie der Suche nach Spaß und Unterhaltung bei gleichzeitiger Verweigerung der Konventionen der Mehrheitsgesellschaft charakterisiert.

2.3.2 Unterschiedliche Bewertungsformen im integrierten Kapitalismus

Eine ähnliche, im Rahmen der Thematik hier relevante Diagnose eines grundlegenden Wandels moderner Industriestaaten (vor allem westeuropäischer Herkunft) hin zu einer neuartigen Gesellschaftsstrukturierung haben auch Luc Boltanski und Arnaud Esquerre (2019a + b) vorgelegt. Im Gegensatz zu Reckwitz sprechen sie nicht von der Nachmoderne, sondern von der Durchsetzung eines Vollkapitalismus oder eines integrierten Kapitalismus. Geht Reckwitz davon aus, dass die treibenden Kräfte dieses Transformationsumbaus in Kulturalisierungsprozessen verortet werden müssen, lokalisieren Boltanski und Esquerre diese Kräfte vor allem in der Entwicklungsdynamik kapitalistischer Strukturierungen selbst. Nimmt Reckwitz sowohl marktförmige als auch nicht marktförmige Praktiken in den Blick, fokussieren Boltanski und Esquerre explizit nur auf die(jenige) Warenwelt, in der materielle und bewegliche Dinge aller Art »in Verbindung mit einem *Preis in andere Hände übergehen*« (Boltanski/Esquerre 2019a: 148).

Ausgangspunkt für die Autoren ist die Beobachtung, dass Massenproduktion und -konsumtion zwar weiterhin die grundlegenden ökonomischen Verwertungsweisen darstellen, dass sich aber im Zuge der schon diskutierten Krise des fordistischen Produktionsregimes eine Ökonomie der Aufmerksamkeit beziehungsweise eine Bereicherungsökonomie herausgebildet hat, die zu einer Neuausrichtung des Kapitalismus führt. Diese Neuausrichtung basiere darauf, dass ausgehend von dem Konsumtionsverhalten der ökonomischen Elite auch die Mitglieder weiterer ökonomisch starker Gesellschaftsschichten immer intensiver nach materiellen Objekten streben, »die weniger wegen ihrer direkten Nützlichkeit als aufgrund ihrer Ausdruckskraft und wegen der Geschichten wertgeschätzt werden, die ihre Zirkulation begleiten« (ebd.: 35), während der Massenkonsum von Standardprodukten aus den Sortimenten von großen Handelsketten den Mitgliedern ökonomisch schlechter gestellten Gesellschaftsschichten vorbehalten bleibt. Bestehe die Zukunft eines Industrieproduktes grundsätzlich darin, dass es ganz oder zumindest zum Teil zu Abfall wird, »können die Dinge, die im Zentrum der Bereicherungsökonomie stehen, lange wie Abfall, nicht beachtet, auf Dachböden vergessen, in Kellern abgestellt worden oder in der Erde verscharrt gewesen sein« (ebd.: 91). Die Bereicherungsökonomie, so die Autoren auf der Basis empirischer Untersuchungen in *Frankreich*, »stützt sich nicht in erster Linie auf die Produktion von neuen Objekten, sondern vor allem auf die Aufwertung bereits vorhandener Objekte, die zum Bestand häufig vergessener oder als bloßer Abfall geltender Dinge aus der Vergangenheit gehören, sowie auf die Herstellung von Dingen, deren Wert an die Vergangenheit geknüpft ist« (ebd.: 145).

Bezogen auf Phänomene des DIY-Urbanismus ist vor allem ein zentraler Aspekt dieser Diagnose wichtig. Das betrifft die Herausarbeitung unterschiedlicher Wertermittlungsformen, die sich in kapitalistischen Gesellschaften herausgebildet haben

und im nunmehr bestehenden integrierten Kapitalismus auf eine spezifische Weise neu miteinander kombiniert werden beziehungsweise schon kombiniert worden sind. Boltanski und Esquerre identifizieren, wie angedeutet, unterschiedliche Wertermittlungsformen, auf denen ihr Konzept der Bereicherungsökonomie aufbaut. Die Interaktionslogik der Bereicherungsökonomie basiert folglich nicht auf einer Bewertungsform, sondern auf mehreren Formen. Für die Autoren sind das auf der einen Seite die Standardform und die Trendform, die beide ein negatives Marktpotential aufweisen, weil die durch sie bewerteten Dinge kontinuierlich an Wert verlieren. Auf der anderen Seite sind dies die Sammlerform und die Anlageform. Wie die Erstgenannte enthält auch die Anlageform ein positives Marktpotential, weil die durch sie bewerteten Dinge kontinuierlich an Wert gewinnen. Dabei ist ein Ding keineswegs an die Bewertung nur einer Form gebunden. Im Gegenteil: »Die Verlagerung der Dinge von einer Form auf eine andere stellt für die Formen nicht nur eine Möglichkeit, sondern eine Existenzbedingung dar.« (Ebd.: 215)

Diese vier Bewertungsformen mögen in der ökonomischen Sphäre inzwischen gleichberechtigt und in vielfältigen Kombinationsverhältnissen vorliegen. Fokussieren wir aber darauf, welche dieser Bewertungsformen eng mit den Dingen und Materialien zusammenhängen, die in den Schauplätzen des Reparierens und Selbermachens eine maßgebliche Rolle spielen, so wird deutlich, dass hier vor allem direkte und indirekte Bezüge zur Standardform und zur Trendform identifizierbar sind, während solche zur Sammler- oder zur Anlagenform eher unbedeutend ausfallen. Aus diesem Grunde richten sich die folgenden Ausführungen auf die beiden erstgenannten Bewertungsformen und streifen nur en passant Merkmale der beiden letztgenannten Formen.

Die *Standardform* zeichnet sich vor allem dadurch aus, dass sie eine »enge Kohärenz zwischen ihr und einer bestimmten Herstellungsweise von Gegenständen aufweist« (ebd.: 259), die auf der Reproduktion eines Prototyps »in Form einer a priori unbegrenzten Zahl von Exemplaren« (ebd.) basiert. Als solche war die Standardform eine der zentralen Neuerungen, auf der die Entwicklung der Industriegesellschaften wesentlich beruhte. Sie hat weiterhin ihre Bedeutung in der Produktion, Zirkulation und Konsumtion von Standardprodukten. Diese »unterliegen einer Garantie, wenn sie die Fabrik verlassen, und ihre Bestimmung besteht ausnahmslos darin, mehr oder weniger langfristig zu *Abfall* zu werden, daß heißt zu etwas, das niemand mehr benutzen kann bzw. niemand mehr haben möchte und das man loszuwerden versucht, indem man es wegwirft, vernichtet oder seine Bestandteile recycelt ... Aus diesem Grund kann man sagen, dass die Standardform die Gegenwart ausschlachtet.« (Ebd.: 260) Ihre Strukturierung lässt sich mithilfe von zwei Achsen charakterisieren. Die eine Achse bezieht sich auf die Langlebigkeit der betreffenden Waren, erlaubt es also, diese in eine Spanne zwischen kurzlebigen und langlebigen Objekten einzuordnen. Sie gibt die Verwendungsdauer an, die beim Gebrauch der Dinge erwartet werden kann, »am einen Ende die Wegwerfartikel und am anderen höherwertige Artikel, die ein ganz Leben benutzbar sein sollen« (ebd.: 367). Die andere Achse bezieht sich auf den Differenzierungs- oder Komplexitätsgrad der jeweiligen Güter, erlaubt also Unterscheidungen zwischen kaum differenzierten, einfachen Produkten und hochkomplexen, ausdifferenzierten Produkten. Das Spektrum der mit der Standardform bewerteten Waren reicht demnach von kurzlebigen technologischen Innovationen (Smartphone, Laptop) über Wegwerfprodukte (Serienmodelle aller Art) und langlebige Qualitätspro-

dukte (Luxusautomobile, mechanische Uhren) bis zu langlebigen Alltagsgegenständen (Aluminiumleiter), die sich jeweils noch einmal im Differenzierungsgrad binär (komplex/einfach) unterscheiden. Die Standardform ist auch in ihrer Variante der flexiblen Massenproduktion die Grundform der Industrieproduktion. Hier geht es vor allem um die Herstellung nützlicher Artikel, also Artefakte, »die bei ihrer Entwicklung, ihrer Herstellung und womöglich noch deutlicher bei ihrem Verkauf und ihrem Erwerb ausdrücklich dazu bestimmt sind, eine vorab definierte Funktion zu erfüllen« (ebd.: 263). Genau aber in dem Maße, in dem es mithilfe der einfachen oder auch der flexiblen Massenproduktion nicht mehr gelingt, spezifische Märkte zu bedienen, verliert sie ihren Stellenwert als Grundform der ökonomischen Sphäre. An ihre Stelle treten zunehmend die drei anderen Formen der Wertermittlung, also die Sammler- und die Anlageform sowie die Trendform, der es sich nun zuzuwenden gilt.

Die zweite hier relevante Wertermittlungsform ist die *Trendform*. Charakteristisches Merkmal aller Objekte, die mithilfe der Trendform bewertet werden, ist ihre vergleichsweise schnelle Wertminderung. Die Trendform basiert auf der gewerblichen Ausnutzung sozialer Hierarchien. Obwohl oftmals in enger Verbindung mit der Bekleidungsmode, können grundsätzlich Objekte aus ganz unterschiedlichen Bereichen durch sie temporär aufgewertet werden. Als Bedingungen für die Inwertsetzungspraktiken der Trendform gelten, dass viele unterschiedliche und sich auch verändernde Dinge zirkulieren, diese Waren aber unter den Mitgliedern der gesellschaftlichen Milieus höchst ungleich verteilt sind sowie der Erneuerungsrythmus der Waren und ihre hierarchische Position miteinander zusammenhängen. Von den Akteuren, die sich dieser Waren bedienen, werden diese »nicht vorrangig wegen ihrer Nützlichkeit geschätzt, selbst wenn man sie durchaus benutzen kann, sondern als *Zeichen*, das heißt als Marker der Position, die man innerhalb des sozialen Beziehungsgefüges bekleidet« (ebd.: 425). Auch die Trendform weist eine Strukturierung auf, die sich durch zwei Achsen illustrieren lässt. Das ist eine Achse, die die Art und Weise darstellt, wie der Wert der betreffenden Dinge ermittelt wird und eine Achse, die symbolisiert, »wie der Preis, der durch den ihr zuerkannten Wert gerechtfertigt ist, sich voraussichtlich im Laufe der Zeit entwickeln wird« (ebd.: 432). Für die Trendform ist die Gegenwart die dominierende zeitliche Dimension, die aber sowohl von der Vergangenheit als auch von der Zukunft tangiert wird. Unterscheiden lassen sich wiederum vier unterschiedliche Bewertungszonen. In der ersten Zone befinden sich folglich jene Waren, die als Modelle qualifizierter Trendarbeit bezeichnet werden können, die in die Zukunft weisen. »Von ihnen gibt es im Allgemeinen eine kleine Zahl von Exemplaren [...], die zu einem hohen Preis verkauft werden. Für die Gestaltung und Herstellung dieser modellhaften Objekte sind Firmen zuständig, in denen Designer, Gestalter, Modelfachleute usw. beschäftigt sind und die häufig auf den Rat von Trendagenturen oder »Stilbüros« hin aktiviert werden.« (Ebd.: 436) Diese Objekte sind kostspielig und selten. Darin unterscheiden sie sich von jenen Waren, die sich zwar ebenfalls nach dem Trend richten, aber bereits weiterverbreitet sind und zu einem geringeren Preis wie in höheren Stückzahlen als Imitate und Nachahmungen angeboten werden (zweite Zone). Das Imitat unterscheidet sich dabei signifikant vom Original, vor allem weil es aus kostengünstigeren Materialien oder kostengünstigerer Arbeit als Serienprodukt hergestellt wird und als gewöhnlich, eben als trendy wahrgenommen wird. Obwohl, oder gerade weil diese Waren im Trend liegen, sind sie aber auch schon fast überholt. In einer dritten Zone befinden sich solche Waren, die zwar noch trendig sind, aber schon

als überholt gelten. In der vierten und letzten Bewertungszone befinden sich hingegen Dinge und auch Waren, die auf die Zukunft gerichtet sind. »In dieser Zone lassen sich Dinge einordnen, von denen es häufig nur ein Exemplar gibt und deren Wertermittlung darauf beruht, dass sie absolut originell sind und es nichts gibt, was ihnen gleicht. Ihr Vorhandensein zeugt von der spontanen Kreativität der Personen, die sie entworfen, angefertigt oder ausgewählt haben und dabei nur ihrer Phantasie gefolgt sind.« (Ebd.: 439) Letztlich, so die beiden Autoren, betrifft dies Dinge, die als veraltet gelten oder aus der Mode gekommen sind. Sie liegen gegen den Trend, werden hier aber neu interpretiert und bekommen damit das Potential, zu Trendobjekten zu werden – die Autoren verweisen hier auf die Erzeugung von Vintage-Objekten. In ihrer Kostenstruktur basiert die Trendform vor allem auf Kosten, die an allen möglichen Stufen der Wertschöpfungsketten auftreten können. Oft sind die reinen Herstellungskosten relativ gering, während die Werbungskosten etwa bei der Suche, Identifikation und Vermarktung eines Trends oder die Bestimmung aufkommender Trends vergleichsweise hoch sind. »Aufgrund der hohen Geschwindigkeit der Verkaufszyklen erzeugt die Trendform noch mehr *Abfall* als die Standardform. Man könnte sogar sagen, dass sie vom Abfall lebt, weil es zu ihrer Logik gehört, Dinge unmodern ... zu machen, die im Hinblick auf ihre Funktion und ihren Nutzen ihre Benutzer noch lange vollständig zufriedenstellen könnten.« (Ebd.: 446) Aus der Perspektive der Autoren ist die Trendform damit Symbol der Vergeudung schlechthin. Die Anfertigungsarbeit unter sie fallender Waren erfolgt kostengünstig zu weiten Teilen in Billiglöhnländern, während die immaterielle Arbeit der Bestimmung und Schaffung von Trends in den Konsumgesellschaften selbst durchgeführt wird. Eine vor allem von der Trendform abhängige Ökonomie wohnt deshalb ein parasitärer Charakter »gegenüber den unmittelbar industriellen, auf der Ausbeutung der Arbeiter beruhenden Wirtschaftszweigen« (ebd.: 450) inne.

Die *Sammlerform* rekurriert hingegen auf eine historisch-narrative Wertermittlung, in deren Zentrum eine Sammlung steht. Als Sammlungen gelten gegenständliche Dinge, »die *in einem bestimmten Verhältnis* zueinander in einen Zusammenhang gebracht worden sind und sich nach *Differenzen* verteilen, die als *einschlägig* gelten und *systematisch* organisiert sind« (ebd.: 318). Sammelpraktiken weisen vor allem seit der Durchsetzung fordistischer Produktionsweisen eine zunehmende gesellschaftliche Verbreitung auf und bedienen sich »der Ausschachtung der Vergangenheit« (ebd.: 328). Die in den Sammlungen enthaltenen Waren werden nicht gebraucht, sondern dienen primär der Erfahrung und Demonstration von Einzigartigkeit und in diesem Sinne auch sozialer Distinktion. Die Strukturierung der Sammlerform beschreiben die Autoren anhand der Achse der Präsentation der Dinge, die mit dieser Form bewertet werden, und der Achse des Marktpotentials. Bezogen auf den Aspekt der Präsentation unterscheiden sie zwischen Artefakten, die entweder als Prototypen beziehungsweise Einzelstücke (wie Gemälde) oder die als Exemplare eines bereits vorhandenen Prototyps (wie handwerklich gefertigte oder industriell hergestellte Objekte) nach dem Modus der Standardform angefertigt und nach ihrem Wertverlust der Logik der Sammlerform angepasst wurden. Das Marktpotential wird danach bestimmt, wie die betreffenden Dinge Erinnerungseffekte hervorrufen können, die oftmals mit bestimmten bekannten Personen verkoppelt sind. Damit hängt die Wertermittlung bezogen auf das Marktpotential genuin von der Geschichte ab, die mit den betreffenden Artefakten verknüpft ist. Und sie hängt von der Authentizität ab, die mit den betref-

fenden Dingen verbunden ist und die als eine Art Garantie fungiert, die sicherstellt, dass diese Artefakte keine Reproduktionen oder Kopien darstellen. Als letzte Wertermittlungsform gilt schließlich die *Anlageform*. Unter sie fallen alle möglichen Dinge, die allein mit dem Ziel gekauft werden, entweder in Form kurzfristiger Spekulation oder nach längeren Zeiträumen wiederverkauft zu werden. »Die Entwicklung der Anlagenform ist gleichwohl eng mit dem Auktionsboom und mit dem Wandel solcher Versteigerungen im Verhältnis zur Standardform verknüpft, insofern diese sich auf die Unterscheidung von Neuem und Gebrauchtem stützt.« (Ebd.: 460) Um unter die Anlageform zu fallen, bedarf es allerdings mehr als auf Auktionen gehandelt zu werden. Vielmehr müssen die Waren bessere Gewinnaussichten versprechen, als es das eingesetzte Geld selbst aufweist. Für die meisten Waren der Standardform und auch der Trendform kommt eine Neubewertung in der Anlageform nicht in Betracht. Waren, die mithilfe der Sammlerform bewertet werden, eignen sich hingegen tendenziell, um zur Kapitalanlage der Anlageform zu werden. Von der Struktur her lässt sich die Bewertung in der Anlageform anhand der Achsen plausibilisieren, die sich einmal auf Aspekte der Liquidität und zum anderen auf Aspekte des Marktpotentials beziehen. Die Liquidität bewegt sich in einer Spanne, in der auf der einen Seite die Güter stabil bleiben, wenn sie zirkulieren, und in der auf der anderen Seite die Preise sich positiv oder negativ ändern, wenn sie zirkulieren. Das Marktpotential hingegen liegt in jener Spanne, in der auf der einen Seite eine hohe und auf der anderen Seite eine niedrige Ungewissheit über die Preisentwicklung herrscht.

2.3.3 Fazit

Die stark fokussierte Rezeption dieser beiden Ansätze konturiert zentrale Aspekte einer gesellschaftstheoretischen Hintergrundfolie, auf die in der weiteren Argumentation zugegriffen werden kann. Sowohl die Konzeptualisierung derzeitiger Gesellschaften als Konfliktzonen der Mitglieder gleicher oder unterschiedlicher Milieus als auch die Herausarbeitung unterschiedlicher Wertermittlungsformen können im hier relevanten Zusammenhang als Hintergrundfolie der Einordnung und Interpretation dienen: Ermöglicht die kulturwissenschaftliche Analyse von Reckwitz es, die Frage nach der Verortung des DIY-Urbanismus und ihrer Akteure in bestimmte gesellschaftliche Milieus zu stellen, eröffnet die Diskussion von ökonomischen Bewertungsformen einen gesellschaftstheoretischen Fokus auf die Artefakte, um die es dabei geht. Die Idealtypologie unterschiedlicher Gesellschaftsklassen und ihrer Milieus dient dazu, die diskutierten Phänomene des Reparierens und Selbermachens sozial genauer verorten zu können und die in ihnen ablaufenden Kooperations- und Konkurrenzprozesse herauszuarbeiten, die sich zwischen, aber mitunter auch innerhalb der jeweiligen Klassen und Milieus abspielen mögen. Die im Prinzip ähnlich gebaute Typologie von Wertermittlungsformen hingegen differenziert die von Reckwitz herausgehobenen Singularisierungsprozesse innerhalb der ökonomischen Sphäre weiter aus und betont damit den grundlegenden Stellenwert dieser Sphäre für die Konstitution nachmoderner Gesellschaften, der sonst rasch aus dem Blick geraten kann.

Beide Typologien dienen darüber hinaus im Folgenden vornehmlich heuristischen Zwecken. Gerade dadurch wird es möglich, den Stellenwert des DIY-Urbanismus im Kontext einer sozialökologischen Transformation der Stadt genauer zu bestimmen. Vor allem aus diesem Grund stehen die gemachten Ausführungen nicht nur für eine

gesellschaftsbezogene Rahmung der hier thematisierten Phänomene des Reparierens und des Selbermachens. Sie nehmen vielmehr einen grundsätzlichen Stellenwert für die Analyse der Phänomene des Reparierens und des Selbermachens ein, um deren gesellschaftsbezogene Einordnung und die Bestimmung deren transformativen Potentiale zu ermöglichen.

2.4 Infrastrukturen der Freundlichkeit

Sehen wir von diesen Diskursen und Ansätzen ab, so gibt es noch ein weiteres Diskursfeld, das für die hier im Zentrum stehenden Phänomene und Schauplätze des DIY-Urbanismus ebenfalls von zentraler Bedeutung ist und deshalb hier eingehender thematisiert wird. Gemeint ist der Diskurs über die Beschaffenheit und Relevanz urbaner Infrastrukturen, der vor allem in der geografischen Forschung von Nigel Thrift (2005) und Stephen Graham (Graham/Thrift 2007) angestoßen wurde und inzwischen auch über die disziplinären Grenzen geografischer Forschung hinausgehend auf breite Resonanz stößt (Hall/Smith 2015, Brownlie/Anderson 2017). Ausgangspunkt von Thrift (2005: 143ff.) ist, dass in den Sozialwissenschaften Städte nicht nur als Räume der Entfremdung, der Vereinzelung und auch des Massenkonsums gedeutet wurden, sondern immer auch als potentielle Räume der Freundlichkeit. Thrift möchte auf der Grundlage dieser Beobachtung zeigen, dass es möglich ist, sinnvolle Aussagen für eine praxisbezogene Politik der Förderung urbaner Infrastrukturen der Erhaltung und der Reparatur zu treffen, einer Politik also, die die Wahrnehmung und Bedeutung verstärkt, dass sich hinter jeder Straßenecke Möglichkeiten eröffnen, sich um die Zukunft zu kümmern und das Leben mit Werten wie Sorge und Mitgefühl anzureichern.

Bevor sich diese Kernaspekte seiner Argumentation thematisieren lassen, bedarf es allerdings der Klärung, was unter Infrastrukturen (Star 1999; Sage et al. 2015; Gamble 2017) verstanden wird. Graham und Thrift (2007: 10) zufolge wird üblicherweise davon ausgegangen, Infrastrukturen als materielle und zudem weitgehend fixierte Anordnungen harter Technologien zu sehen, die in ihrem jeweiligen Raum fest eingebettet sind. Dieser Raum wiederum sei durch eine perfekte Ordnung, Vollständigkeit und interne Homogenität seiner Bestandteile charakterisiert. Gegen dieses Verständnis gerichtet argumentieren sie, dass sich urbane Infrastrukturen durch ständige und sehr vielfältige Prozesse und Praktiken des Erhaltens und des Reparierens auszeichnen. Die Stadt ist aus dieser Perspektive »a city of continual upkeep, care and maintenance – an everyday, often mundane activity, which nonetheless makes urban life possible« (Hall/Smith 2015: 5).

Üblicherweise kann man, so Graham und Thrift (2007: 8), davon ausgehen, dass Infrastrukturen sich durch spezifische Kernaspekte auszeichnen, die es jeweils zu berücksichtigen gilt. Diesbezüglich hat der Vorschlag von Susan Leigh Star (1999) einen prominenten Stellenwert: Infrastrukturen sind kontextuell in andere Strukturen eingebettet. Sie sind dauerhaft existent und transparent, müssen folglich nicht immer neu aufgebaut werden. Infrastrukturen ermöglichen Akteuren ein Engagement in zeitlichen und räumlichen Nutzungspraktiken. Sie werden im Gebrauch von ihren Nutzerinnen angeeignet und gelernt. Sie sind verbunden mit alltagspraktischen Konventionen und enthalten Standards. Es bedarf finanziellen Kapitals zu ihrer Errichtung und Erhaltung. Schließlich zeichnen sich Infrastrukturen durch einen mo-

dularen Aufbau aus, der sukzessive entsteht (und auch wieder vergeht) sowie auf ihren unabgeschlossenen Charakter verweist. Erhaltung und Reparatur von Infrastrukturen stellen Prozessabläufe dar, die in mannigfaltigen Weisen entworfen und umgesetzt werden, um ganz unterschiedliche Ergebnisse zu erzeugen, die ihrerseits mehr oder weniger wirksam sein können (Graham/Thrift 2007: 17). Graham und Thrift heben hervor, dass urbane Infrastrukturen oftmals erst dann sichtbar werden, wenn sie zusammenbrechen oder Störungen unterzogen sind.

2.4.1 Urbane Infrastrukturen und das Konzept der Freundlichkeit

Das klärt zwar den Begriff der Infrastruktur(en) allgemein. Straßenerhaltung, Abfallentsorgung, Arbeiten von Entstörungsdiensten, Sanierungen öffentlicher Plätze und anderes werden laut Thrift einer Art institutionalisierten Infrastruktur zugerechnet, deren Akteure vornehmlich aus der Sphäre der Politik und Verwaltung sowie aus der ökonomischen Sphäre stammen. Diese agieren in erster Linie Top-down orientiert, auch wenn durch städtische Institutionen zunehmend Partizipationsmöglichkeiten für von Stadtpolitiken betroffene Bewohnerinnen eröffnet werden. Thrift hebt nun hervor, dass es daneben etwas gibt, »what we might call the social repair occasioned by social networks of various kinds, kin and friendship networks which may offer a range support« (Thrift 2005: 138). Er zielt in diesem Zusammenhang auf die beiden unterschiedlichen Akteurslagen Top-down und Bottom-up sowie auf die Unterscheidung einer physischen, materialen Reparatur und einer sozialen Reparatur ab, die alle, wenn auch auf unterschiedliche Weise und Kombinierbarkeit zur Entwicklung einer urbanen Infrastruktur der Freundlichkeit beitragen können. Der Großteil der materialen Reparaturen genauso wie der Großteil sozialer Reparaturen werden von ihm der städtischen Politik, also einer Top-down-Position zugeschrieben, zivilgesellschaftliche oder private Aktivitäten von Stadtbewohnerinnen hingegen der Bottom-up-Position.

Das ähnelt den Verortungen, wie sie im Diskurs über den DIY-Urbanismus überwiegen, in denen die betreffenden Aktivitäten ebenfalls als Bottom-up-Phänomene eingeschätzt werden. Thrifts Ansatz kann aber als eine Erweiterung dieser Diskurspositionen gelesen werden, weil er nicht nur das Konzept der Infrastrukturen einführt, sondern dieses im Weiteren sowohl mit dem Konzept der Freundlichkeit verbindet als auch die Relevanz spezifischer affektiver Orte hervorhebt, auf denen derartige Infrastrukturen der Freundlichkeit basieren. Um zu verdeutlichen, was Thrift unter dem Begriff der Freundlichkeit versteht, verknüpft er dieses – wie schon erwähnt – zusätzlich mit den Begriffen der Sorge und des Mitgefühls und begreift Aktivitäten des Aufbaus und der Erhaltung von Intimität, Freundlichkeit und Mitgefühl als Ausdrucksformen einer relationalen Ästhetik. Diese Ausdrucksformen lassen sich ihm zufolge vor allem in vier Bereichen, in denen es in der Ausführung auf Bottom-up-Aktivitäten ankommt, verwirklichen und können dort zur Entstehung der schon genannten affektiven Orte führen, die sich anschließend als »geographies of kindness and compassion« (ebd.: 147) in immer mehr urbane Gebiete ausbreiten.

Unter diese vier Bereiche fallen lokale Projekte wie Urban-Gardening-Initiativen, die sich durch den Aufbau von Vertrauen und Familiarität auszeichnen, öffentliche Räume des affektiven Anzeigens und Stilausdrucks wie Stadtteilfeste, auf denen Akteure oder kleine Gruppen für sich agieren, aber sich dessen bewusst sind, dass ihre

Aktivitäten von ihrer Umwelt als Performanz wahrgenommen wird, Freundschaftsbeziehungen, deren eher losen Bindungen das größte Potential haben, Städte als resilient und sorgend zu erhalten sowie zuletzt all jene oft durch urbane Politiken geförderten Aktivitäten, die wie öffentlich zugängliche Fitnesskurse auf die Mobilisierung positiver Affekte abzielen. Dadurch werde es möglich, die Fragestellung, »in which an active, so called ›prosocial‹ everyday form of kindness might be installed in cities as a value which goes beyond ›simple‹ civility« (ebd.: 144), als zentral zu markieren, deren Beantwortung in der Praxis der Stadtentwicklung über die Entstehung und Verbreitung der Infrastrukturen der Freundlichkeit entscheidet. Städte sollten folglich so designed werden, »as if they could be kind too« (ebd.). Fragen wir, was Thrift mit dem Begriff der Freundlichkeit meint, ist sein Vorschlag noch am präzisesten, Freundlichkeit als »lighter touch forms of sociality« (ebd.: 145) zu fassen, die sich sowohl auf menschliche Akteure als auch auf Tiere, soziotechnische Artefakte und Materialitäten beziehen. Gemeint sind also ephemere Berührungsformen von Sozialität, die nicht nur Menschen, sondern alle Entitäten in den betreffenden affektiven Orten einschließen. Sie sind es, die laut Thrift sogenannte Reservoirs der Hoffnung erzeugen, derer es bedarf, um durch Reparaturen unterschiedlicher Art eine bessere Zukunft verwirklichen zu können.

Dieser Vorschlag diente Tom Hall und Robin Smith (2015) als Ausgangspunkt einer empirischen Untersuchung von Aspekten der Freundlichkeit, die sich bei sozialen Reparaturen auffinden lassen. Den beiden Autoren geht es um die Heraushebung kleiner Handlungen der Freundlichkeit, in die bestimmte Menschen routinemäßig involviert sind, wobei hier Nachschauen, Aushelfen, Säubern oder Reparieren gemeint sind. Hall und Smith schließen unmittelbar an Thrifts Analysen über die Relevanz von Reparatur und Erhaltung an, in denen herausgehoben wird, wie diese Aktivitäten zu einer oft unbemerkten, alltäglichen und resilienten Infrastruktur der Freundlichkeit beitragen und sie konstituieren. So stark ihre Übereinstimmungen mit Thrift auf konzeptueller Ebene sind, kritisieren sie dessen Analysen aber als abstrakt und akteurslos. Auf der Basis einer vierjährigen Feldforschung in *Cardiff* in den Bereichen der Straßenreinigung und der Betreuung von Obdachlosen verfolgen sie die Zielsetzung, adäquater als Thrift auf die Beschaffenheit der genannten Infrastrukturen der Freundlichkeit zu schließen. Hall und Smith arbeiten heraus, dass Straßenreinigerinnen und Sozialarbeiterinnen in ihren jeweiligen Arbeitsbereichen als Bastlerinnen beziehungsweise Flickerinnen agieren, deren Tätigkeiten vergleichbar zu den technischen Reparaturarbeiten unabdingbar für den Zusammenhalt der Städte sind und Thrifts Ansatz zufolge der Top-down organisierten Stadtpolitik zugeordnet werden müssen. Sie stellen heraus, dass sich auch die Aktivitäten der Flickerinnen der besagten Infrastruktur der Freundlichkeit zurechnen lassen. Das werde nicht nur deren Tätigkeiten gerecht, sondern schaffe auch auf konzeptueller Ebene die Möglichkeit, eine Brücke zwischen den Praktiken von Alltagsfreundlichkeit, mit denen sich Thrift beschäftige, und den eher konventionellen Interventionen, wie sie von den Straßenreinigerinnen und Sozialarbeiterinnen durchgeführt werden, zu bauen. Aus ihrer Sicht ist Thrifts Differenz zwischen Makropolitik (Top-down) und Mikropolitik (Bottom-up) zwar richtig und wichtig. Falsch sei es aber, die damit gemeinten Bereiche getrennt zu analysieren und dadurch die vorhandenen wechselseitigen Zusammenhänge auszuklammern.

Hall und Smith haben ohne Zweifel damit zentrale Problembereiche der Konzeption urbaner Infrastrukturen der Freundlichkeit herausgearbeitet und auf der Grundla-

ge ihrer empirischen Forschung zu einer Ausdifferenzierung dieses Vorschlags beigetragen, mit deren Hilfe sich die betreffenden Aktivitäten im urbanen Raum adäquater fassen lassen. Sie stellen heraus, dass auch entsprechende Aktivitäten unterschiedlicher Akteure, die aus städtischen Behörden entstammen oder von diesen beauftragt werden, Beiträge zu der genannten Infrastruktur der Freundlichkeit leisten. Insofern steht ihre Forschung für eine Position, in der das Agieren von Personen, die in der Sphäre der Politik und Verwaltung verortet werden können, nicht per se einen Gegenpart zu jenem Agieren zivilgesellschaftlicher Akteure darstellt, das im Diskurs als Teil des DIY-Urbanismus thematisiert wird. Aus einer soziologischen Perspektive ist dies jedoch ungenügend, weil hier zwar plausibel das Akteursspektrum, um das es geht, erweitert wird, aber Hall und Smith nicht überzeugend darlegen, was mit dem Konzept der Freundlichkeit letztendlich gemeint wird und welcher Mehrwert sich daraus ableiten lässt.

Anschließen lässt sich hier an Julie Brownlies und Simon Andersons (2017) soziologischer Reflexion des Konzeptes. Ihr Ausgangspunkt ist die Annahme, dass es ein Netz oder eine Infrastruktur einer niedrigschwelligen, alltäglichen Freundlichkeit gibt, deren Relevanz für den sozialen Zusammenhalt in der sozialwissenschaftlichen Forschung noch nicht ansatzweise herausgearbeitet worden sei. Die Autorinnen konzipieren, dass das Konzept der Freundlichkeit im soziologischen Diskurs bislang kaum aufgegriffen wurde. Alternative Konzepte wie Solidarität, soziale Beziehungen, soziales Kapital oder soziale Netzwerke hätten viel mehr Aufmerksamkeit bekommen. Werde das Konzept genutzt, werde es im Allgemeinen als nicht erklärungsbedürftig eingeschätzt. Gerade deshalb sei es lohnenswert, Thrifts vage Konzeptualisierung als Ausgangspunkt zu nutzen, um zu überprüfen, ob sich damit neuartige Facetten von Sozialität in den Blick nehmen lassen, die mit den anderen genannten Begriffen unthematisiert bleiben. Der Unterschied zum Ansatz von Hall und Smith liegt darin, auf Aspekte von Freundlichkeit zu fokussieren, die nicht in Praktiken der urbanen Politik und Verwaltung, sondern in alltäglichen Interaktionen lokalisiert sind, während der Unterschied zum Ansatz von Thrift darin zu sehen ist, dass dieser mit dem Konzept affektiver Orte das Konzept der Freundlichkeit implizit auf spezifische soziale und materielle Umwelten bezogen habe (ebd.: 1224). Es geht hier also darum, das Konzept der Freundlichkeit anhand der Untersuchung von niedrigschwelligen Aktivitäten in den Alltagsbegegnungen von Stadtbewohnerinnen zu konturieren.

In der Psychologie, so die Autorinnen, wird das Konzept der Freundlichkeit »as a way of offering help which involves ›solidarity with human need‹« (ebd.: 1224) begriffen. Freundlichkeit dreht sich dann im Kern um die Anerkennung geteilter Menschlichkeit und wechselseitiger Abhängigkeit. Brownlie und Anderson fügen dieser Konzeption den Fokus auf das Merken und Wahrnehmen von Bedürftigkeit als auch bezogen auf »the significance – and difficulty – of noticing that noticing« (ebd.: 1225) hinzu, weil Freundlichkeit ein wahrnehmendes Anerkennen Anderer erfordere, das aber oftmals auf einem so niedrigen Level stattfinde, dass es unbemerkt bleibe. Freundlichkeit im Alltag zeichnet sich diesem Vorschlag nach dadurch aus, dass es »involves low-level, unobligated, interpersonal acts and relationships which have direct practical but also affective or atmospheric consequences that are subtly transformative of the relationships in which they occur« (ebd.: 1228). Entsprechende Praktiken basieren auf kurzlebigen Aktivitäten der Anerkennung. So konzipiert erlaubt das Konzept es, auf (offensichtlich) Unbedeutendes zu fokussieren, also auf jene Aktivitäten die, gerade weil

sie nicht verpflichtend sind, eine atmosphärische Qualität aufweisen. Diese Qualität prägt, so die Autorinnen, nicht nur die Beziehung selbst, in die sie eingebettet sind, sondern auch die soziale Sensibilität der involvierten Akteure.

Brownlie und Anderson heben in der Analyse ihrer empirischen Daten vier Punkte hervor, die sich als Kernaspekte von Akten der Freundlichkeit benennen lassen: Alltagsfreundlichkeit balanciere erstens das Prosaische und Kleinschrittige mit dem wirklich Wichtigen im Alltag der involvierten Personen aus. Gemeint sind unauffällige Akte und emotionale Beziehungen, die anderes ermöglichen und gerade deshalb über eine infrastrukturelle Qualität verfügen. Diese Akte basieren zweitens auf der Anerkennung von Bedürfnissen Anderer und auf einem freiwilligen Engagement, das zwar nicht völlig unerwartet, aber keineswegs erwartbar wie Akte der Höflichkeit sei. Drittens zeichnen sich Akte der Alltagsfreundlichkeit durch einen motivierenden Charakter aus, der mit entsprechenden Emotionen der Genugtuung aber auch des Widerstands gegen vorherrschende Kontextaspekte verbunden sei. Und viertens fokussiere Alltagsfreundlichkeit etwa im Gegensatz zu Akten der Solidarität nicht auf aggregierte oder kollektive Qualitäten, sondern auf das Interpersonale. Alltagsfreundlichkeit beinhaltet folglich »low-level, unobligated, interpersonal acts and relationships which have direct practical but also affective or atmospheric consequences that are subtly transformative of the relationships in which they occur« (ebd.: 1228).

Die Autorinnen wollen keineswegs die Stadt als solche als Ort der Freundlichkeit charakterisieren, sondern vielmehr der Frage nachgehen, wie Freundlichkeit und Abstumpfung, Kollektivität und Vereinzelung koexistieren. Freundlichkeit so gefasst basiere zwar auf dem Interpersonalen, könne aber Fixierungen des Zusammenlebens und der Solidarität verändern. Für Brownlie und Anderson sind ephemere Akte der Freundlichkeit folglich zwar in materiellen Infrastrukturen eingebettet. Als Ergebnisse von Alltagspraktiken konstituieren sie jedoch zugleich eine »infrastructure of its own right« (ebd.: 1235), die die Grundlagen erschaffe, auf denen weitreichendere Aktivitäten entfaltet werden und andere Phänomene entstehen können. Damit liegt eine präzise Bestimmung vor, was mit dem Konzept einer Infrastruktur der Freundlichkeit bezeichnet wird.

2.4.2 Fazit

Lassen wir den Diskurs über das Konzept einer urbanen Infrastruktur der Freundlichkeit Revue passieren, so ergeben sich folgende Schlussfolgerungen: Star hat wichtige Aspekte von Infrastrukturen hervorgehoben, an die diese Diskussion anknüpft. Wie Thrift und Graham herausarbeiten, ist ihr Vorschlag aber einer Perspektive verhaftet, die Akteure und soziotechnische Infrastrukturen voneinander separiert. Akteure und damit auch die Praktiken, in denen sie sich engagieren, werden aus Stars Perspektive nicht als integrierte Aspekte der von Thrift thematisierten urbanen Infrastruktur der Reparatur und der Erhaltung begriffen. Thrift verknüpft seine Konzeption der Infrastruktur der Erhaltung zudem mit dem Begriff der Freundlichkeit, wobei freundliche Aktivitäten als positiv aufeinander bezogene ephemere Berührungsformen von Sozialität gefasst werden. Er ist damit einerseits in der Lage, Aktivitäten und Praktiken entsprechender Ausrichtung als Bestandteile dieser Infrastruktur zu thematisieren und andererseits auf bestimmte Orte und Akteursgruppen zu verweisen, die als Keimzellen dieser Infrastruktur der Freundlichkeit wirken können. Betont Thrift be-

zogen auf eine Infrastruktur der Erhaltung die Aktivitäten vornehmlich städtischer und ökonomischer Akteure, hebt er im Hinblick auf die (Reparatur- und Erhaltungs-) Infrastruktur der Freundlichkeit Praktiken und Orte in der öffentlichen Sphäre hervor, in denen sich vornehmlich Stadtbewohnerinnen aus einer Bottom-up-Position engagieren. Hall und Smith knüpfen an diesen Vorschlag an, heben aber hervor, dass neben den Stadtbewohnerinnen auch bestimmte Akteursgruppen städtischer Behörden oder städtisch beauftragter Akteure in die von Thrift betonten Aktivitäten einer Infrastruktur der Freundlichkeit maßgeblich involviert sein können. Damit können sie plausibel machen, dass die Differenzierung zwischen Top-down und Bottom-up nicht nur genau identifizierbare Endpunkte benennt, denen bestimmte Akteure und Praktiken zurechenbar sind, sondern gerade als Differenz den Fokus auf das Zusammenwirken der hier jeweils involvierten Akteure und Praktiken zu richten erlaubt – ein Aspekt, der auch im Hinblick auf Diskurspositionen bezogen auf Phänomene des DIY-Urbanismus anwendbar ist.

Im Anschluss an Ash Amin (2014) gehen wir im Folgenden davon aus, dass Infrastrukturen adäquat als komplexe soziotechnische Assemblagen begriffen werden können, zu deren Entwicklung und ständiger Regeneration nicht nur Materialitäten und Technologien beitragen, sondern eben auch Praktiken und die Akteure, die in sie involviert sind. Mit diesem erweiterten und dynamisierten Infrastrukturbegriff (Gamble 2017) betonen wir die infrastrukturellen Qualitäten (Brownlie/Anderson 2017), die Akteure, ihre Beziehungen und vor allem die Praktiken, in denen sie sich engagieren, aufweisen. Diese Qualitäten sind hierbei nichts Statisches und Unveränderliches, sondern bewegen sich in der Spanne zwischen Statischem und Dynamischem sowie zwischen Fixem und Veränderbarem. Dies ist es, was es erlaubt, die sonst vernachlässigten beweglichen und transformativen Aspekte von Infrastrukturen zu berücksichtigen, also das, was Laurent Berlant (2016) als Gestaltung sozialer Formen bezeichnet: »It is the living mediation of what organizes life: the lifeworld of structure.« (Ebd.: 393) Eine Infrastruktur – so verstanden – entspricht folglich jenen Konfigurationen aus Praktiken und soziomateriellen Arrangements, die sich als wie auch immer geartete Anordnungen spezifischer Stätten des Sozialen (Schatzki 2002) begreifen lassen. Zudem ist es sinnvoll, den Infrastrukturbegriff nicht im Singular zu verwenden, weil damit zu starke Konnotationen auf etwas in sich Homogenes verbunden sind, über die auch die im Diskurs thematisierte Infrastruktur der Reparatur und Erhaltung oder die Infrastruktur der Freundlichkeit nicht verfügt. Wir benennen die betreffenden Phänomene folglich als Infrastrukturen des DIY-Urbanismus und begreifen diese als Anordnungen von Interaktionsorten und Schauplätzen des Reparierens und Selbermachens im öffentlichen Raum, ohne damit soziomaterielle Infrastrukturen der Erhaltung und Reparatur von Infrastrukturen der Freundlichkeit laut der Positionierung von Brownlie und Anderson zu separieren.

Ob sich diese Infrastrukturen insgesamt dann adäquater als solche der Freundlichkeit begreifen lassen, ist eine empirisch offene Frage. Brownlie und Anderson haben zwar das Konzept der Freundlichkeit ausreichend präzisiert. Praktiken des Reparierens und Selbermachens im öffentlichen oder halböffentlichen Raum müssten folglich maßgeblich durch Aspekte geprägt sein, die sich im wechselseitig wahrnehmenden Anerkennen der Anderen niederschlagen sowie durch niedrigschwellige und nicht verpflichtende interpersonale Aktivitäten oder Beziehungen auszeichnen. Wird die Engführung auf menschliche Aktivitäten vermieden, wie sie von Brownlie und Anderson

bewusst vertreten wird, kommen die genannten Aspekte von Freundlichkeit im Anschluss an Thrifts in diesem Sinne weiter gefassten Verständnis auch bezogen auf die Objekte, die in den betreffenden Praktiken involviert sind, sowie bezogen auf die Orte, in denen diese Praktiken inszeniert werden, zum Tragen. Erst dann lässt sich plausibilisieren, dass es nicht nur um freundliche Beziehungen und beteiligte Personen geht, sondern auch um soziomaterielle Orte und entsprechende Praktiken, die in ihrem Zusammenwirken die genannten Schauplätze des Reparierens und Selbermachens erschaffen und reproduzieren, die in ihren Gesamtkonfigurationen dann als Infrastrukturen der Freundlichkeit benannt werden könnten. Brownlie und Anderson ist dabei bewusst, dass Alltagsfreundlichkeit sich oftmals nur graduell von Phänomenen anderer Art, etwa jenen der Sorge oder der Empathie, die ja von Thrift im Zusammenhang mit seinem Konzept der Freundlichkeit zumindest genannt werden, abgrenzen lässt. Wird diese Einschätzung geteilt, spielen diese Nuancen und Bedeutungsunterschiede für eine genaue Benennung und Qualifizierung der thematisierten Infrastrukturen eine wichtige Rolle. Wie noch zu thematisieren sein wird, sind diese Unterschiede ausschlaggebend dafür, ob es sinnvoll ist, die Infrastrukturen im Sinne der herangezogenen Autorinnen als solche der Freundlichkeit zu benennen oder als Infrastrukturen etwa der Solidarität, der Empathie, der Sorge oder auch der Suffizienz.

2.5 Zum Konzept des transformativen Potentials des DIY-Urbanismus

Mit den Diskussionen unterschiedlicher Diskursstränge des DIY-Urbanismus, historischer Entwicklungsprozesse moderner Gesellschaften mit ihren ressourcenausbeutenden Herstellungs-, Distributions- und Konsumtionsregimen, aktueller gesellschaftlicher Erosionsprozesse, die sich einerseits in einer milieubasierten und hierbei konfliktgeladenen Ausdifferenzierung unterschiedlicher Klassen in einer Gesellschaft der Singularitäten beschreiben und andererseits anhand der Ausdifferenzierung unterschiedlicher ökonomischer Bewertungsformen charakterisieren lässt sowie schließlich urbaner Infrastrukturen der Erhaltung und der Freundlichkeit liegen nun zentrale Aspekte der sozialtheoretischen Rahmungen vor, die es erlauben, die empirischen Schauplätze des Reparierens und Erhaltens und ihre jeweiligen Kontexte in zwei Wiener Bezirken mithilfe einer praxeologischen Perspektive zu thematisieren.

Vor diesem Hintergrund fassen wir im Folgenden Schauplätze des Reparierens und Selbermachens als Phänomene des DIY-Urbanismus, der sich als räumliche Praxis begreifen lässt. In dieser Praxis geht es darum, öffentlich zugängliche Orte zu schaffen, die potentiell zur dominierenden Wachstums- und Wegwerfgesellschaft Kontrapunkte setzen können. Diese Praxis wird durch ganz unterschiedliche Praktiken aus den Sphären der Öffentlichkeit, der privaten Lebensführung, der Wirtschaft und der Sphäre der Politik und Verwaltung sowie entsprechenden soziomateriellen Ordnungen erschaffen und in Szene gesetzt, zugleich aber auch an ihrer Entfaltung gehindert und marginalisiert. Ihren Phänomenen lässt sich folglich eine breitgefaste Palette an Praktiken aus unterschiedlichen gesellschaftlichen Sphären zurechnen, die aber immer auch in der Sphäre der Öffentlichkeit verortet sind, zumeist eine starke Kleinraumorientierung aufweisen, durch kreative und experimentierfreudige Umgangsweisen mit Stoffen, Materialien und Gegenständen gekennzeichnet sind und potentiell immer auch auf eine tatsächliche Veränderung und Verbesserung diagnos-

tizierter Probleme der nicht nachhaltigen Lebensweisen dominanter Konsum- und Wegwerfgesellschaften abzielen. Wie die empirischen Forschungen zu derartigen Schauplätzen belegen, weisen diese in den meisten Fällen milieuspezifische Merkmale auf, die sich sowohl auf die zentralen Akteure als auch auf Besucherinnen- und Teilnehmerinnengruppen solcher Orte und Events beziehen. Maßgeblich gerahmt wird die Entwicklung und Aufrechterhaltung solcher Schauplätze einerseits durch die Folgewirkungen historischer Entwicklungsprozesse der Moderne und andererseits durch aktuell ablaufende und diagnostizierbare Erosions- und Wandlungsprozesse moderner Gesellschaften, die sich ihrerseits in einer konfliktbehafteten Ausdifferenzierung unterschiedlicher sozioökonomischer und kultureller Milieus um hegemoniale Stellungen in den nunmehr nachmodernen Gesellschaften niederschlagen und andererseits zur Ausdifferenzierung und Durchsetzung unterschiedlicher Bewertungsformen ökonomischer Inwertsetzungsprozesse führen, die im gewissen Sinne mit der milieubezogenen Ausdifferenzierung gesellschaftlicher Teilgruppen verbunden sind. Die Rede von der Relevanz urbaner Infrastrukturen der Erhaltung und der Freundlichkeit ermöglicht es, wie zu zeigen sein wird, das emanzipative und transformative Potential der im Weiteren im Vordergrund stehenden Schauplätze des Reparierens und Selbermachens in den beiden Wiener Bezirken *Neubau* und *Ottakring* in den Blick zu nehmen. Das wird es ermöglichen, die Fragen zu erörtern, ob und inwiefern die Phänomene des DIY-Urbanismus über ein transformatives Potential in Richtung einer sozialökologischen Umwandlung der Stadt(-teile) verfügen und letztlich auch als zukunftsorientiertes Lösungsmodell eines nachhaltigkeits- und teilhabeorientierten Stadtlebens gelten können, das sich besonders auch in Krisenzeiten wie der aktuellen Corona-Pandemie oder den weitgehend noch ausstehenden negativen Folgen der Klimakrise im Sinne einer sozialökologischen Umwandlung bestehender Gesellschaften umzusetzen lohnt.

Die Rede vom transformativen Potential kann leicht zu Missverständnissen führen, bezieht sie sich doch auf gleich zwei Begriffe, die vieldeutig sind, ganz unterschiedlich gebraucht werden und einer genauen Klärung bedürfen. Das betrifft sowohl das Konzept der Transformation als auch den Begriff des Potentials. Mit dem Begriff der *Transformation* meinen wir weder reine inkrementelle Anpassungen im Sinne einer Reform noch einen umbruchartigen Wandel im Sinne einer Revolution. Stattdessen fassen wir Transformation als Klammerbegriff, der sich sowohl auf inkrementelle und kleinteilige Neuerungen und Anpassungen als auch auf grundlegende, an die Wurzeln gehende Veränderungen bezieht (Brand/Wissen 2017; Jonas 2017). Es ist deren Zusammenspiel, das hiermit in den Blick genommen wird und dessen ausgewogene Ausprägung es erst ermöglicht, gesellschaftliche Prozesse als Transformationen zu bezeichnen. In ihnen spielen zugleich sowohl hemmende Faktoren als auch schon oder noch nicht vorhandene positiv konnotiert wirkende soziale Innovationen (Moulaert et al. 2005; Jonas 2018) eine Rolle – Innovationen also, die in der Lage sind, bislang ausgeschlossene, weniger privilegierte Bevölkerungsgruppen in spezifische Praktiken zu inkludieren. Diese Doppeldeutigkeit des Transformationsbegriffs bezieht sich also auf die Reichweite zwischen kleinteiligen und rigorosen Veränderungen ebenso wie auf exklusive und inkludierende Innovationen.

Solche gleichzeitigen Doppeldeutigkeiten gelten auch für das Konzept des *Potentials*, hier in Bezug auf dessen Wirkmacht und Veränderungsrichtung(en). Bei diesem Begriff folgen wir dem Vorschlag von Antonio Lucci und Thomas Skowronek (2018),

die unter Potential »eine Ununterscheidbarkeitszone zwischen einer offenen Möglichkeit und ihrer machtvollen Realisierung, zwischen einer Potentialität, die darauf abhebt, nicht und anders sein zu können, und einer Potenz, die Wirklichkeiten setzt und Wirkung zeigt« (ebd.: 11) verstehen. In ihrer Ausprägung als Potenz liegt ein Potential als vorhandene Ordnung »im Sinne einer Wirklichkeit setzenden und verändernden Macht« (ebd.: 19) vor. In ihrer Ausprägung als Potentialität beinhaltet das Potential eine bestimmte Variationsbreite offener Entfaltungsmöglichkeiten »im positiven Sinne eines offenen Optionalen, das auf seine Realisierung noch wartet und warten kann – als ein Vermögen, sowohl zu sein als auch nicht zu sein, als ein Vermögen der Möglichkeit« (ebd.: 9f.).

Unter den Begriff des *transformativen Potentials* meinen wir folglich bezogen auf die von uns thematisierten gesellschaftlichen Sphären der Öffentlichkeit, der Politik (und der Verwaltung), der Wirtschaft und der privaten Lebensführung sowohl bereits wirkmächtige Potenzen als auch noch nicht entfaltete Möglichkeiten beziehungsweise Potentialitäten des DIY-Urbanismus im Rahmen einer sozialökologischen Stadtumwandlung. Das heißt, wir fassen mit unserem Konzept einerseits alle Praktiken, Akteure, soziomateriellen Entitäten und Faktoren des Reparierens und Selbermachens und ihrer Wechselwirkungen zusammen, die als *Potenz* in den betreffenden Stadtteilen als Infrastrukturen des DIY-Urbanismus schon vorhanden sind. Wir gehen davon aus, dass die Gestaltungsmacht dieser Potenzen durch spezifische Eingriffe und Förderungen, aber auch durch nicht intendierte Effekte und Aktivitäten maßgeblich beeinflusst werden kann. Andererseits erfassen wir mit dem Konzept des *transformativen Potentials* auch derzeit nur potentiell vorhandene sowie zwar denkbare, aber erst in gegenwärtigen Zukünften zu erschaffende Möglichkeitsräume des DIY-Urbanismus, die noch auf ihre Verwirklichung angewiesen sind, die wir als *Potentialitäten* bezeichnen. Damit haben die betreffenden Transformationspotentiale auch eine kreative Dimension, die über das Bestehende hinausgeht und gerade dadurch auf die Gestaltungsmöglichkeiten (Baier et al. 2016a; Brand/Welzer 2019) hinweist, die in ihnen enthalten sind und die von Akteuren aus ganz unterschiedlichen gesellschaftlichen Sphären, vor allem aber der Sphäre der Politik und der Verwaltung aufgegriffen und gefördert werden können. Der dabei zugrunde liegende Machtbegriff ist breit gefasst. Im Anschluss an Steven Lukes (2005) lässt sich *Macht* als dispositionales Konzept begreifen, »comprising a conjunction of conditional or hypothetical statements specifying what would occur under a range of circumstances, if and when the power is exercised. Thus power refers to an ability or capacity of an agent or agents, which they may or may not exercise.« (Ebd.: 63) Macht auszuüben bezieht sich folglich auf einen weitfassten Phänomenbereich, der sowohl das Vermögen und die Fähigkeiten von Akteuren betrifft, etwas zu tun (und dabei auch zu lassen), als auch das Vermögen und die Fähigkeiten einschließt, über etwas oder andere Akteure zu verfügen. Dabei gilt es zu berücksichtigen, dass dieses Vermögen und diese Fähigkeiten keineswegs nur von menschlichen Akteuren, sondern von einer Vielzahl an Entitäten wie eben auch den hier thematisierten transformativen Potentialen der Infrastrukturen des DIY-Urbanismus ausgeübt werden kann, die in der Actor-Network-Theory treffend mit dem Begriff Aktanten bezeichnet werden (Latour 2007). Damit tragen wir dem Umstand Rechnung, dass menschliche Akteure als Subjekte nicht ohne ihre eigene Objekthaf-tigkeit auskommen können, Objekte hingegen in ihrer Handlungsfähigkeit keinesfalls ihre wie auch immer geartete Subjektivität voraussetzen (Adorno 1980: 184f.).

